

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
= Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie =
Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

Band: 69 (1986)

Buchbesprechung: Rezensionen = Recensions = Recensioni

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen – Révisions – Recensioni

Robin Dennell: *European Economic Prehistory. A New Approach*. Academic Press, London 1983. xii–217 Seiten, 29 Textabbildungen, 12 Tabellen.

Die Zielsetzung des vorliegenden Werkes ist, einen neuen Rahmen für wirtschaftsgeschichtliche Studien der vorgeschichtlichen Zeit aufzustellen, wobei die Bedeutung technologischer Entwicklungen hervorgehoben sein soll. Als Leitmotiv des Buches verwendet Dennell ein zweigliedriges System, nach dem man zwischen traditionellen und neuartigen Methoden der Ausnutzung einer Umwelt für den Lebensunterhalt unterscheidet. Betont ist ebenfalls die Tatsache, dass Evolution viel zu häufig gesehen wird, wo schlagartige Änderungen vorliegen könnten – und auch, dass kleine Veränderungen sehr bedeutungsvoll sein können. Nach eingehenden Analysen macht er darauf aufmerksam, dass unser gängiges System nicht imstande ist, gewisse wichtige Entwicklungen richtig zu erfassen, da die Betonung lediglich materiell/chronologisch und nicht sozialgeschichtlich ist.

Er teilt die Vorgeschichte Europas in vier Stufen ein, die von den Anfängen bis zum Neolithikum reichen, wobei er die interessante und erfassbare Entwicklungen der Bronzezeit nicht mehr berücksichtigt. In der Behandlung der frühesten Stufe werden die wirtschaftlichen Fragen durch chronologische Probleme verdrängt, aber Dennells Hauptanliegen hier ist, die sehr späte Einwanderung der Hominiden in Europa zu beweisen. Seiner Ansicht nach sind die Menschen erst seit etwa 400 000 BP endgültig in Europa etabliert, dank einer neuen Strategie und nicht als Ergebnis einer Klimaveränderung. Diese ersten Europäer wären Grosstierjäger im Gegensatz zu ihren afrikanischen Vorfahren, die hauptsächlich Sammler gewesen wären. Der ganze Fragenkomplex des mittleren Paläolithikums wird hinzugezogen, da Dennell eine gewisse Kontinuität in der materiellen Versorgung und Lebensweise vermutet. Eine ausführliche Behandlung der meisten Fragen zeigt, dass die Debatte Bordes–Binford immer noch aktuell ist und dass wir noch weit davon entfernt sind, Bilanz ziehen zu können, was eine echte Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit betrifft.

Erst mit dem fortgeschrittenen Jungpaläolithikum will Dennell eine neue Stufe ansetzen. Das Problem um «blade/flake technology» lässt er bewusst weg und betont vielmehr die parallel laufenden Entwicklungen von Technologie und Lebensunterhaltsstrategie, die sich in der Zeit nach etwa 30 000 BP abzeichnen. Jede Erneuerung dieser Zeit führte zu weiteren Entwicklungen. Die Artefakte dieser Zeit sind spezialisierte Werkzeuge, die Erfahrung benötigen sowohl bei ihrer Herstellung als auch bei ihrer Verwendung. Ein hervorragendes Beispiel ist die Knochenadel: schwierig anzufertigen und schwierig zu verwenden, aber sehr wichtig, wenn man warme Kleider in einem pleistozänen Winter haben will, und sehr nützlich für den theoretischen Jäger, der genähte Handschuhe trägt, während er auf sein Wild wartet, was natürlich zu weiteren Änderungen in Taktik und Strategie führen könnte. Es ist sehr interessant, dass die Auswahl an Beutetieren trotzdem fast ausschließlich durch klimatische Bedingungen entschieden wird, so dass diese Entwicklungen keinen Niederschlag im Knochenmaterial hinterlassen.

Dem Mesolithikum schreibt Dennell eine besondere Bedeutung zu. Er vermutet, dass die Sammlertätigkeit von Frauen zunahm und dass die Jäger in kleineren Gebieten wanderten. Ganz klar ist die Ausbreitung der Menschen über ganz Europa und die Art der Jagd in dieser Zeit, die «late glacial reindeer economies», wobei die Tiere die Lebensweise der Menschen entscheiden, und nicht etwaige technologische Entwicklungen, die sich lediglich an die bestehende Situation anpassen.

Als letzte seiner vier Stufen erreicht man das Neolithikum. Die Neuerungen dieser Zeit brauchen kaum erwähnt zu werden, und Dennells Interesse hier ist, den Anfang dieser Entwicklung in Europa zu untersuchen. Ihm ist es klar, dass keine Einwanderung aus Anatolien notwendig ist und dass diese These von den archäologisch fassbaren Resten nicht bestätigt wird. Dies ist zweifellos richtig, und es ist nur zu bedauern, dass Dennell sich einigen von den interessanteren Fragekomplexen nicht zuwandte. Die Rolle von Lepenski Vir und seiner Stellung hätte man etwas eingehender analysieren können, und der bedeutungsvolle Unterschied zwischen Domestikation von Pflanzen und Tieren hätte ebenfalls etwas mehr Aufmerksamkeit verdient.

Dennell schreibt das Buch in der Hoffnung, dass der Leser die europäische Vorgeschichte aus einem anderen Blickwinkel betrachten würde, der durch seine vierstufige Einteilung unter Berücksichtigung seines zweigliedrigen Systems (Erneuerung gegen Tradition) bedingt wäre. Es ist fragwürdig, ob das Schema so originell ist: Es ist auf keinen Fall ausreichend, da die wirtschaftliche Rolle von Handel z.B. nicht von seiner Anwesenheit (Erneuerung/Tradition), sondern von seiner Bedeutung in irgendeiner Wirtschaft abhängig ist. Das Schema ist also interessant, obwohl nicht ausreichend. Aber das Buch könnte einem ganz anderen Zweck dienen: Jeder Ausgräber sollte das Buch lesen und sich die Mahnungen, die da zu finden sind, zu Herzen nehmen. Jedes Kapitel zeigt, wie unzulänglich unsere Kenntnisse sind, weil die Daten von verschiedenen Grabungen nicht miteinander verglichen werden können, da viele Grabungen den modernen Zielsetzungen noch nicht angepasst sind. Dass das Thema Wirtschaft ständig von chronologischen und technologischen Problemen beherrscht wird, liegt in der Materie, und Dennell hat sich Mühe gegeben mit einem undankbaren Thema.

David Warburton

Paul Fehlmann: *Les origines de l'homme et de Genève. De 5,5 millions d'années avant notre ère à la Réforme en 1536. Chronologie commentée*. Librairie de l'Université Georg. Genf 1984. ca. 400 Seiten, zahlreiche Fotos, Zeichnungen, Karten.

«Les origines de l'homme et de Genève» stellt sich vor als eine kommentierte Chronologie der letzten 5,5 Millionen Jahre – mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Stadt Genf. Tatsächlich ist es wohl eine Enzyklopädie des Wissens von Paul Fehlmann. Der Leser ist nach dem ersten Einblick erstaunt, so viele Faktenangaben und Kommentare dazu in einem immerhin noch recht handlichen Band zusammengedrängt zu finden. Ein zweiter Einblick bringt ihm die Erkenntnis, dass die Reichhaltigkeit der Informationen auch von seiner Seite einen gewissen Einsatz verlangt.

Nach dem instruktiven Vorwort von J.-E. Genequand folgt ein Avant-Propos des Autors, in dem dieser seine «Mitarbeiter», d.h. seine Informanten vorstellt. Eine Seite ist dem Zeichner E. Elzingre gewidmet, und dann beginnt die Behandlung der ersten Periode: «Du premier homme à Théodose le Grand». Der Weg führt vom Beginn des Quartärs und der Australopithecinen über den Homo alpinus der älteren Jungsteinzeit zur Gründung von Genf (um 2000 v.Chr., S. 13), der Einwanderung der Kelten mit den Allobrogeren (um 900 v.Chr., S. 19) und durch das römische Reich bis zum Beginn der zweiten Periode, die der Zeit «du premier évêque à Conrad le Salique» gewidmet ist. Die dritte und vierte Periode führen bis 1536 mit Jean Calvin.

Die zweite Hälfte des Buches enthält 20 Annexe, die von Vergletscherungskarten, Namenslisten erratischer Blöcke, Listen von paläolithischen Abris und neolithischen und bronzezeitli-

chen «stations lacustres» bis zu burgundisch-ostgotisch-fränkisch-wandalisch-westgotisch-römischen Stammbäumen und lateinischen Inschriften aller Art reichen.

Die Fülle ist beeindruckend. Wir zitieren aus dem Vorwort von J.-E. Genequand: «En bref, chacun y trouvera, à condition de faire l'effort nécessaire, ce qu'il y cherchera.» Ein Buch, das zweifellos für jeden Leser seine Überraschungen bereit hält.

Red.

Rolf Hachmann (Hrsg.): Ausgewählte Bibliographie zur Vorgeschichte von Mitteleuropa. Unter Mitarbeit von J. Boese, J. Lichardus, W. Meyn, W. Adler, B. Ames, R. Echt, G. Gerlach und R. Miron. Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Franz Steiner Verlag Wiesbaden. Stuttgart 1984. 390 Seiten.

Die von Rolf Hachmann herausgegebene ausgewählte Bibliographie ist in mehrjähriger Arbeit entstanden und erfasst wichtige Publikationen, die bis Ende 1975 erschienen sind. Wie der Titel besagt, handelt es sich nicht um eine Vollständigkeit anstrebende Auflistung aller Publikationen, sondern um eine Auswahl, auf deren unumgängliche Subjektivität der Herausgeber im Vorwort hinweist.

Die Gliederung der Titel erfolgt im Hauptteil nach geographischen Bereichen, innerhalb der Bereiche nach Ländern, innerhalb der Länder nach Epochen und innerhalb der Epochen nach Fundkategorien. Vorangestellt ist ein mit knapp 1 300 Titeln umfangreiches Kapitel mit «allgemeinem vorgeschichtlichem Schrifttum», das vorwiegend methodisch-theoretischen Arbeiten gewidmet ist. Im geographischen Teil bildet Deutschland (BRD und DDR) mit über 2 800 aufgeführten Titeln das Zentralgebiet. Ausführlich erfasst sind auch Polen (1 125 Titel) und die Tschechoslowakei (1 040 Titel), ferner Österreich, die Schweiz und Liechtenstein, Belgien, Luxemburg und die Niederlande, Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland, Russland, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien und Bulgarien, Italien, Malta, die Pyrenäenhalbinsel, Frankreich, Grossbritannien und Irland. Der Bereich «Mitteleuropa» wird also von den «Anrainern» grosszügig eingerahmt – sehr zum Vorteil des Benutzers.

Das letzte Kapitel mit nahezu 1 500 Titeln betrifft «Einzelbereiche des kulturellen Lebens», wie «Natürliche Umwelt», «Vorgeschichtlicher Mensch», «Wirtschaft», «Gesellschaft» u.a., wobei gerade in den Umwelt und Anthropologie betreffenden Kapiteln der Unterschied zu den im ersten, allgemeinen Teil aufgeführten Titeln (z.B. unter «6.1 Untersuchungen zum Menschen und seiner Umwelt») recht subtil ist. Der Interessierte wird auf alle Fälle zu diesen Themen sowohl das erste wie das letzte Kapitel konsultieren.

Es braucht nicht speziell betont zu werden, dass diese Bibliographie ein verdienstvolles Werk ist. Die klare Gliederung, das Autorennamen-Register und die ausgesprochen benutzerfreundliche Darstellung werden sie zum vielbenutzten Handbuch machen.

Red.

Geschichte Österreichs Band I/1 und I/2. Richard Pittionis: Urzeit. Von etwa 80 000 bis 15 v. Chr. Geb. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Kommission für die Geschichte Österreichs. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 1980. Teil 1: 159 Seiten, 31 Abbildungen. Teil 2 (Anmerkungen und Exkurse): 220 Seiten.

R. Pittionis «Urzeit» ist der erste Band einer Reihe, die eine neue Darstellung der Geschichte Österreichs beinhalten soll. Dieser erste Band folgt andern Editionsgrundsätzen als sie für

die späteren Bände geplant sind, «da die Urgeschichte sich in Konzept und Methode wesentlich von der «Geschichte im engen Sinn» unterscheidet» (S. VIII). Zu diesen andern Editionsgrundsätzen gehört wohl auch die Aufteilung in Text- und Anmerkungsband, wobei der Anmerkungsband nahezu doppelt so umfangreich geraten ist wie der Textband.

Die Urgeschichte Österreichs in einem Band und von einem Autor darstellen zu lassen, ist heute wohl kein alltägliches Unterfangen mehr. Allein schon der Material- und Literaturzuwachs seit der letzten entsprechenden Publikation, R. Pittionis «Urgeschichte des österreichischen Raumes» (1954), ist respektabel; zudem hat sich auch die eine oder andere Betrachtungsweise verändert. Gleichgeblieben ist aber die spezifische Terminologie, in der das «Lithikum», «Keramikum» und «Metallikum» abgehandelt werden. «Die nachfolgende Darstellung möchte vorwiegend die allgemeinen Zusammenhänge aufzeigen, die unser Gebiet mit der Nachbarschaft verbinden, sie will aber auch jenen gestaltenden Kräften und wirkenden Ursachen ihr Augenmerk zuwenden, denen die einzelnen Zeiten und Kulturen ihre Eigenart verdanken» (S. 1).

Auffallend ist rein äusserlich die spärliche Bebilderung: Das «Lithikum» ist durch die Venus von Willendorf vertreten, das «Keramikum» fehlt, die übrigen Fotos zeigen die spektakulären Funde des «Metallikums». Es fehlen ferner die sonst oft hilfreichen Attribute wie Bibliographie und Index – die Literatur wird im Anmerkungsband, der eine «Literaturübersicht über 25 Jahre Urgeschichtsforschung in Österreich 1954–1978» enthält, unter den entsprechenden Kapiteln genannt und meist auch kurz besprochen. Im Anmerkungsband findet der Leser auch an jeweils einschlägiger Stelle C 14-Daten und Metallanalysen.

Pittionis Urzeit ist ein detailreiches Mosaik, das dem aufmerksamen Leser zahlreiche Informationen zu bieten vermag.

Red.

Karl Dietrich Adam: Der Mensch der Vorzeit. Führer durch das Urmensch-Museum Steinheim an der Murr. Herausgegeben von der Stadt Steinheim an der Murr. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1984. 172 Seiten, 160 Abbildungen, 8 Tabellen.

1933 wurde der Schädel von Steinheim an der Murr entdeckt, 1968 konnte das Urmensch-Museum eingeweiht werden. 1974 wurde eine erste Erweiterung des Museums möglich, 1983 folgte bereits unter Leitung des Autors eine Neuausstellung, verbunden mit einem weiteren Ausbau der Ausstellungsräume. Diese letzte Neuausstellung wird im vorliegenden Führer dargestellt, doch behandelt der Führer nur einen Teil des Ausstellungsprogrammes.

Die Ausstellung ist gegliedert in die Bereiche: A – Einführung in das Museum, erste Menschengesellschaft, Antlitz des Vorzeitmenschen; B – Mensch als Glied des Naturganzen, Erforschung des vorzeitlichen Menschen, Stammesgeschichte des Menschen; C – Der Steinheimer Urmenschen-Schädel, die quartäre Schichtenfolge an der Murr, das Fundgut von Steinheim an der Murr; D – Tonbildschau.

Der Führer umfasst Texte, Bildmaterial und Tabellen zu den Bereichen A und B. Das Hauptgewicht erhält dabei die Forschungsgeschichte, die von Linné über Darwin bis Dart reicht und die zahlreichen Fortschritte und Hindernisse auf dem Weg zum heutigen Bild von der Stammesgeschichte des Menschen aufzeigt.

Im Museum ist die Darstellung der Themen, die Steinheim und seine Umgebung direkt betreffen, sehr umfangreich. Das Fehlen dieser Teile im Führer gibt ihm einen gewissen Anspruch auf Allgemeingültigkeit. In der Tat ist das reichbebilderte Buch unabhängig von den Ausstellungsräumen in Steinheim eine sehr handliche Einführung in die Geschichte der Evolutionstheorie.

Red.

Gerd Albrecht, Hubert Berke, François Poplin (Hrsg.): *Naturwissenschaftliche Untersuchungen an Magdalénien-Inventaren vom Petersfels, Grabungen 1974–1976*. Mit Beiträgen von G. Albrecht, H. Berke, M. Jaguttis-Emden, H. Laville, C. Mourer-Chauviré, H. Müller-Beck, F. Poplin, W. Rähle, G. Storch. Tübinger Monographien zur Urgeschichte, Bd. 8, Verlag Archaeologica Venatoria, Tübingen 1983. 160 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Tabellen im Text.

Die zweisprachig (Deutsch und Französisch) gedruckte Publikation ergänzt die im JbSGUF 66, 1983, S. 316f. besprochene Arbeit von G. Albrecht über die «Magdalénien-Inventare vom Petersfels». Sie ist das Ergebnis der Zusammenarbeit von Prähistorikern und Naturwissenschaftlern bei der Auswertung der in den Jahren 1974–1976 wieder aufgenommenen Grabungen unter der örtlichen Leitung von G. Albrecht. Diese Untersuchungen, die vom Landesdenkmalamt Freiburg i.Br. und dem Institut für Urgeschichte der Universität Tübingen betreut wurden, waren gemäss dem Vorwort von H. Müller-Beck zum vorliegenden Band als «Pilotvorhaben für moderne komplexe Dokumentations- und Auswertungsmethoden gedacht». Auf eine weitere Grabung, ebenfalls unter der Leitung von G. Albrecht, die 1979 stattfand, wird z.T. auch Bezug genommen. Die Verantwortlichen sahen sich in bezug auf diese Gesamtauswertung vor beträchtliche Schwierigkeiten gestellt: Die Aufarbeitung des umfangreichen Datenmaterials erforderte nicht nur einen umfangreichen Arbeitseinsatz, allein schon in Hinsicht auf eine zweckmässige Koordination zwischen den einzelnen Mitarbeitern, sondern auch sehr erhebliche finanzielle Mittel. Es ist erfreulich, dass Wege zur Lösung dieser Probleme gefunden werden konnten, und dank des zielstrebigem Vorgehens von G. Albrecht jetzt dieser wichtige zusätzliche Bericht über die neuen Petersfels-Grabungen vorgelegt wird. Man hat einmal mehr zur Kenntnis zu nehmen, dass bei Plangrabungen – das Gleiche gilt aber auch für geplante oder kurzfristig anzusetzende Notgrabungen – die Notwendigkeit gründlicher Auswertungen von Anfang an anvisiert und in bezug auf die Finanzierung berücksichtigt werden muss. Wir haben dies nicht zuletzt auch in Hinsicht auf zukünftige jungpaläolithische Grabungen im Kanton Schaffhausen (und anderswo in der Schweiz) zur Kenntnis zu nehmen, wie überhaupt der vorliegende Band diesbezüglich wegweisend ist. Nicht zu übersehen ist allerdings auch der Umstand, dass die Zeit, da man glaubte unschwer an die Untersuchung einer jungpaläolithischen Station herantreten zu können, endgültig vorbei ist: Die wissenschaftliche Verantwortung, die übernommen werden muss, ist enorm; man kann ihr nur gerecht werden, wenn die personellen Voraussetzungen rechtzeitig geschaffen werden und der finanziellen Tragweite, insbesondere auch den Folgekosten, Rechnung getragen wird. In den einzelnen Abschnitten des Bandes werden behandelt: die Eigenschaften, klimatische Bedeutung und Chronologie der Schichten, die C 14-Datierungen, die anthropologischen und faunistischen Reste und zusätzlich dazu die für die Herstellung von Schmuck verwendeten Mollusken-schalen. Wie H. Müller-Beck hervorhebt, verdienen insbesondere die folgenden zwei Aspekte Beachtung: die Zeitspannen, die archäologisch tatsächlich fassbar sind, und ihr Verhältnis zu den Sedimentvorgängen; ferner die interdisziplinäre Bedeutung der Rekonstruktion paläoökologischer Bedingungen auf der Basis komplexer archäologischer Befunde.

Es darf festgestellt werden, dass der Band der anspruchsvollen Zielsetzung gerecht wird und dem mit Fragen des Jungpaläolithikums befassten Spezialisten eine Vielzahl wichtiger Informationen vermittelt.

Hans-Georg Bandi

Hans Rudolf Stampfli (ed.): *Risli-berghöhle: Archäologie und Ökologie einer Fundstelle aus dem Spätmagdalénien bei Oensingen im Solothurner Jura*. Bd. I. Academica Helvetica 4. Haupt Verlag, Bern, Stuttgart 1983. 136 pages, 41 figures, 25 tableaux.

Cet ouvrage est le premier de deux tomes consacrés aux fouilles récentes (1971–1973) d'une petite grotte du Jura soleurois, Risli-berghöhle, occupée par les chasseurs du Magdalénien final, vers 10 000 BC. Le volume I replace ce site dans son environnement géologique, végétal et animal.

Les 9 contributions peuvent être considérées comme les éléments d'une reconstruction globale du paléoenvironnement.

Après un chapitre retraçant l'histoire pléistocène de la cluse d'Oensingen-Balsthal (U. Wiesli, J. H. Barr, M. Joos et R. Glutz), l'étude sédimentologique du remplissage de la cavité (M. Joos) montre que l'occupation archéologique s'est faite durant une phase sèche et froide contemporaine de l'ancien Dryas 2 des palynologues. L'absence de sédimentation holocène est à noter.

L'étude des pollens (S. Wegmüller) met en évidence des phénomènes importants de redéposition qui rendent l'interprétation délicate. Il semble que l'occupation humaine se soit faite avant la progression de la forêt. Le développement de cette dernière, bien connu dans la zone jurassienne, n'a pu être mis en évidence ici.

Les nombreux restes de vertébrés (plus de 35 000) ont fait l'objet d'analyses détaillées concernant aussi bien la faune chassée (H. R. Stampfli) que les micromammifères (W. von Koenigswald), les oiseaux et les poissons (J. Lepiksaar) alors que les vestiges d'une tortue boueuse font l'objet d'une intéressante étude de H. R. Stampfli.

Les magdaléniens de Risli-berg chassaient surtout le renne, le bouquetin, le lièvre variable et la perdrix des neiges. L'étude de la répartition des vestiges ne permet pas de déceler de concentration significative, mais la densité maximale d'ossements s'observe à l'intérieur de la cavité. Une étude métrique et morphologique des restes de lièvre variable et des vestiges de renard polaire (H. R. Stampfli) apporte de précieuses informations au spécialiste. Les restes de tortue donnent l'occasion au même auteur de faire une intéressante revue des trouvailles de chéloniens dans les contextes préhistoriques d'Europe. A Risli-berg, la carapace découverte est interprétée comme un objet non alimentaire, peut-être importé.

Les micromammifères (W. von Koenigswald) semblent provenir essentiellement du démantèlement de pelotes de réjection de rapaces. Plusieurs espèces (lemming et lièvre siffleur) indiquent un climat froid, ceci pour le niveau archéologique. Les niveaux supérieurs annoncent le Post-glaciaire avec des espèces plus tempérées (loir et écureuil).

L'avifaune (J. Lepiksaar), assez peu représentée, montre aussi bien des oiseaux de milieu découvert que des formes de forêt. On note également plusieurs espèces de falaises rocheuses et quelques oiseaux d'eau. D'une manière générale, les oiseaux de ce site indiquent plutôt un milieu steppique ou éventuellement des zones ouvertes en milieu forestier.

Les poissons (J. Lepiksaar) semblent provenir également de pelotes de réjection. On notera la présence de la lotte, de la truite, du brochet, de l'ombre et du cheveine, toutes espèces d'eaux fraîches ou froides. Les restes de mollusques (M. Müller), absents dans les niveaux inférieurs, sont assez bien représentés dans les couches d'occupation. Il s'agit essentiellement d'espèces vivant au voisinage des porches de grottes. On notera avec intérêt l'absence de *Discus rudatus*, déjà remplacé ici par son congénère *Discus rotundatus* qui n'apparaît dans les Alpes qu'au Boréal.

En conclusion, cet ouvrage apporte de très nombreuses informations sur une période encore mal connue en Suisse, tout au moins par des fouilles récentes. L'archéozoologie y trouvera

d'utiles données comparatives et de nouveaux critères de détermination.

On peut cependant regretter l'absence d'une synthèse qui dégage les aspects essentiels du paléoenvironnement et de ses modifications, mais qui montre aussi les éventuelles contradictions entre les conclusions des divers spécialistes.

Louis Chaix

Alfred Tode: Der Altsteinzeitliche Fundplatz Salzgitter-Lebenstedt. Teil I, Archäologischer Teil. Fundamenta, Monographien zur Urgeschichte, Reihe A, Bd. 11/I. Böhlau Verlag, Köln, Wien 1982. 71 Seiten, 6 Textabbildungen, 130 Tafeln, 5 Pläne.

Die mittelpaläolithische Fundstelle von Salzgitter-Lebenstedt liegt rund 20 km südwestlich von Braunschweig. Ihre Entdeckung erfolgte 1952 anlässlich des Baus einer Kläranlage. Noch im gleichen Jahr wurde im Auftrag des Braunschweigischen Landesmuseums unter der Leitung von A. Tode während fünf Monaten eine Fläche von rund 150 m² bis in eine Tiefe von etwa 6 m untersucht. Verschiedene Vorberichte, insbesondere ein solcher aus der Feder von A. Tode («Eiszeitalter und Gegenwart, Bd. 3, 1953»), liessen erkennen, dass es sich um eine wichtige mittelpaläolithische Station handelt. Dies wird nun durch die vorliegende Monographie bestätigt.

Hermann Schwabedissen, Herausgeber der Monographienreihe «Fundamenta», sagt in seinem Vorwort, er sei von der Bedeutung der Fundstelle als Grundpfeiler für das Studium des Mittelpaläolithikums im westlichen Mitteleuropa von Anfang an überzeugt gewesen. Es scheint sich um einen zeitlich einheitlichen Fundkomplex zu handeln, der aufgrund erster C 14-Analysen in die Zeit zwischen 48 000 und 55 000 v.h. zu datieren ist. Dank optimaler Erhaltung auch organischer Substanzen kam es im Zusammenhang mit naturwissenschaftlichen Disziplinen zu aufschlussreichen Feststellungen in bezug auf die geologische Einordnung der Fundschichten in die frühe Weichsel-(Würm-) Eiszeit, die klimatische Situation, die Vegetation, die Tierwelt und das Auftreten von Homo Sapiens Neandertalensis. Während diese Ergebnisse, einschliesslich einer detaillierten Auswertung der Geräte aus organischer Substanz, in einem zweiten Band folgen sollen, legt Alfred Tode in der vorliegenden Monographie nach einer allgemeinen Einführung in Ausgrabung und wissenschaftliche Bearbeitung das Steingeräteinventar vor. Dieses wurde in grosser Zahl an einer Stelle gefunden, die an einem für das Jagdwild, insbesondere für Rentiere, wichtigen Bachübergang liegt. Möglicherweise handelte es sich um ein Sommerlager.

Die Monographie vermittelt dank einer grossen Zahl von Abbildungen einen ausgezeichneten Einblick in das lithische Fundinventar, das mehrheitlich aus baltischem, kaum patiniertem Feuerstein besteht. Wie Tode feststellt, handelt es sich «neben meisterhaft bearbeiteten Artefakten» um «viele unvollendete Stücke, die insgesamt wichtige Einblicke in die Arbeitstechnik erlauben». Vorherrschend ist die Levallois-Technik. Obgleich sich dadurch nach Ansicht des Verfassers «Jungacheul»-Einflüsse bemerkbar machen, sind aber auch «Micoque»-Affinitäten unverkennbar. Tode kommt deshalb zu dem Ergebnis, das eindeutig frühwürmzeitliche Material von Salzgitter-Lebenstedt lasse sich «kaum in eine der bisher bekannten grossen Formen- und Gruppen des Mittelpaläolithikums einordnen», was einmal mehr die starke Differenzierung dieser Entwicklungsstufe belegt. Für alle, die sich mit Fragen des Mittelpaläolithikums befassen, enthält die Arbeit von Alfred Tode viele interessante Informationen, wobei speziell der hervorragend gestaltete Abbildungsteil sehr nützliche Vergleichsmöglichkeiten bietet.

Hans-Georg Bandi

Gerd-Christian Weniger: Wildbeute und ihre Umwelt. Ein Beitrag zum Magdalénien Südwestdeutschlands aus ökologischer und ethno-archäologischer Sicht. Archaeologica Venatoria, Bd. 5. Verlag Archaeologica Venatoria, Tübingen 1982. 228 Seiten, 31 Abbildungen und 42 Tabellen im Text.

Zielsetzung dieser Arbeit ist es, am Beispiel des Magdalénien Südwestdeutschlands, die Hinterlassenschaften einer Jägerbevölkerung vor dem Hintergrund ihres natürlichen Lebensraumes zu betrachten. Der Autor befasst sich zunächst systematisch mit den Fragen der Geomorphologie, der Rekonstruktion ökologischer Rahmenbedingungen der Ältesten Tundrenzeit bzw. ihrer klimatischen, pflanzlichen und faunistischen Aspekte. Anschliessend stellt er Vergleiche mit rezenten und subrezentem jägerischen Gemeinschaften der Arktis und der Subarktis Nordamerikas an, um dann abschliessend die untersuchten Fundstellen des Magdalénien in Südwestdeutschland archäologisch und ethnographisch zu interpretieren. Dieser Aufbau entspricht Zielsetzungen des Instituts für Jägerische Archäologie an der Universität Tübingen, die einerseits auf Forschungen im Bereich des süddeutschen Magdalénien ausgerichtet sind und sich andererseits archäologisch und ethnographisch mit den arktischen und subarktischen Gebieten Kanadas befassen. Dass dieser Dualismus der Erforschung späteiszeitlicher und rezenter bis subrezenter spezialisierter Jägerkulturen erfolgversprechend ist, zeigt die vorliegende Arbeit in überzeugender Weise. Der Verfasser versteht es aufgrund eingehender Analysen des hiesigen Fundmaterials und an Hand von Vergleichen mit Inlandjägergruppen im Norden Amerikas – insbesondere nördliche Athapasken und östliche Algonkin im indianischen Bereich sowie Nunamiut- und Karibu-Eskimo – ein ethno-archäologisches Bild zu entwerfen. Dieses enthält u.a. interessante Hinweise hinsichtlich der Bedeutung der Siedlungsplätze der durch wesentliche Veränderungen der Jagdfauna gekennzeichneten älteren und jüngeren Abschnitte des Magdalénien: «grosse Fundstellen» als Hauptlager temporärer Zusammenzüge anlässlich der grossen Herbst-/Frühwinterwanderungen der Rentierherden; «mittelgrosse Fundstellen» als sommerliche Hauptlager von Lokalgruppen; «kleine Fundstellen» als kleine Hauptlager von Lokalgruppen oder als Aussenlager zahlenmässig beschränkter Gruppen. Der Verfasser geht dabei ebenso gewissenhaft wie vorsichtig vor, so dass sein Buch als Modell für zukünftige Untersuchungen ähnlicher Art dienen kann.

Hans-Georg Bandi

Anthropologie et Archéologie: le cas des premiers âges des Métaux. Actes du Symposium de Sils-Maria, 25–30 septembre 1978. Archives suisses d'anthropologie générale, Bd. 43, Heft 2 (Spécialnummer), R. Menk und A. Gallay (Hrsg.).

Um den inzwischen verstorbenen Prof. Marc-R. Sauter (1914–1983), ehemaliger Direktor des Dép. d'Anthropologie der Universität Genf, zum 65. Geburtstag zu ehren, fand ein internationales Symposium statt. Dieses hatte zum Ziel – im Sinne Sauters – anthropologische und archäologische Funde und Befunde aus dem Endneolithikum und der Frühbronzezeit im Lichte des historischen Entwicklungsprozesses zu diskutieren. Dieses Symposium liegt seit 1981 gedruckt vor.

Im Eröffnungsreferat ging A. Gallay (Genf) auf die verschiedenen Aspekte der interdisziplinären Forschung ein. Dann folgte eine Reihe von anthropologischen Beiträgen zu verschiedenen Regionen Osteuropas: O. Necrasov (Jasi) über Rumänien, N. I. Xirotiris (Mainz) über Griechenland, M. Stloukal (Prag) über die Tschechoslowakei. J. Machnik (Krakow) wies aufgrund der Ausgrabungen im mittleren Donaubecken einen radikalen Kul-

turwechsel im fraglichen Zeitabschnitt nach. Weitere Referate zu Gräbern oder Gräbergruppen hielten: B. Miszkiewicz (Wrocław) über den ältesten Skelettfund in Niederschlesien, B. Kaufmann (Basel) über die Nekropole aus Donath (GR), C. Corrain und G. Erspamer (Padua) über die Skelettfunde aus der Provinz Bergamo, M. D. Garralda (Madrid) über die Bevölkerung der Iberischen Halbinsel und der Insel Mallorca. Der Jubilar M.-R. Sauter (Genf) konnte am Beispiel von zwei Fundgruppen aus der Waadt nachweisen, dass verschiedene Methoden bei der Abklärung von morphologischen Ähnlichkeiten an Schädeln teilweise zu stark divergierenden Ergebnissen führen.

M. Gimbutas (Los Angeles) wendete sich der Frage der Kuranisierung Europas zu und diskutierte drei Wellen, die die Durchmischung von zwei Kulturen und mehreren physischen Typen mit sich brachten. M. Primas (Zürich) wies anhand von Literaturangaben drei Gruppen von Beigabenausstattungen aus dem Raume Böhmen bis zum Banat nach, die gesellschaftliche oder rechtliche Normen widerspiegeln. Dass Stiländerungen der Keramik nicht länger mit einem Bevölkerungswechsel gleichgesetzt werden darf, belegte Ch. Strahm (Freiburg i.Br.). C. Masset (Paris) besprach die archäologischen und anthropologischen Probleme an einer langen Steinkiste aus La Chaussée-Tirancourt (F). Zuerst A. Gallay und dann R. Menk (beide Genf) gingen dem Problem eines Parallelismus in der Verbreitung der Glockenbecherkultur und dem Auftreten eines besonderen Menschentypus nach. Ch. Strahm (Freiburg i.Br.) äusserte sich danach zur Datierung der Glockenbecherkultur. An verschiedenen Massen konnte I. Schwidetzky (Mainz) nachweisen, dass diese wohl im Zusammenhang mit der Zunahme von Angehörigen der Oberschicht vom 3. zum 2. vorchristlichen Jahrtausend zunahmen. Dass kulturelle Transformationen keinesfalls einfache Prozesse sind bestätigte R. Riquet (Talence) am Beispiel Griechenlands. Schliesslich verwies J. Dastugue (Caen) auf die Bedeutung der Paläopathologie im Hinblick auf die Einsicht über Lebensbedingungen und Sozialverhalten früherer Bevölkerungen. Abschliessend wurden die anthropologischen Datenbanken von Genf (R. Menk) und Mainz (I. Schwidetzky) vorgestellt.

In vielen Beiträgen wird mit Nachdruck auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit zwischen Anthropologie und Archäologie hingewiesen. Dabei stellt aber die relative Seltenheit anthropologisch gut untersuchter Nekropolen oder das heute z.T. nur punktuell verteilte Material einen hemmenden Einfluss auf die Lösung der gemeinsamen Fragen dar. Diesbezüglich hat die Anthropologie einen Rückstand aufzuholen.

Die breite interdisziplinäre Abdeckung des Themenkreises, die ausführlichen Bibliographien zu den einzelnen Beiträgen sowie die mitpublizierten Diskussionsbeiträge machen den vorliegenden Sonderband zur Anthropologie und Archäologie des Endneolithikums und der Frühbronzezeit zu einer besonders wertvollen Standortbestimmung.

Hansueli F. Etter

Jean-Claude Blanchet: Les premiers métallurgistes en Picardie et dans le nord de la France. Chalcolithique, âge du Bronze et début du premier âge du Fer. Mémoires de la Société préhistorique française, 17. Société préhistorique française, Paris 1984. 608 pages, 251 figures.

Le dynamique protohistorien français Jean-Claude Blanchet n'en est pas à son coup d'essai. Il est en effet le signataire ou le premier cosignataire de pas moins de 66 articles cités dans son livre. C'est donc comme une somme de sa très grande expérience qu'il nous propose ici, sous la forme d'un redoutable «pavé»,

dense et lourd (environ 1.6 kg), d'une immense richesse documentaire mais à travers lequel il n'est pas toujours facile de se frayer un chemin.

Après une introduction (4 p.) et les renseignements concernant le cadre naturel (4 p.), l'origine et l'évolution des recherches (16 p.) et enfin le «cadre humain préhistorique» (un résumé de la préhistoire régionale du Paléolithique au Michelsberg, 6 p.), on atteint le vif du sujet, c'est-à-dire l'histoire détaillée des 7 départements de l'Aisne, des Ardennes, du Nord, de l'Oise, du Pas-de-Calais, de la Somme et du Val-d'Oise au long des 25 siècles environ séparant le début du SOM de la fin du Hallstatt C. L'exposé est divisé en 10 chapitres de volume très inégal et dont nous reprenons les titres: aperçu sur le SOM (12 p.); les influences atlantiques: les groupes du Gord et de Deûle-Escaut (28 p.); le complexe aux gobelets (26 p.); les influences du complexe aux gobelets: le groupe des urnes à décor plastique (20 p.); éléments chalcolithiques: les haches perforées (4 p.); l'âge du Bronze ancien (22 p.); l'âge du Bronze moyen (50 p.); la vie spirituelle et économique aux âges du Bronze ancien et moyen (24 p.); l'âge du Bronze final (154 p.); l'âge du Bronze tardif et les débuts du premier âge du Fer (64 p.). Quatre pages d'annexes, 29 pages de bibliographie, 116 pages d'inventaire, 12 pages d'index et 8 pages de table des matières closent le livre dont l'illustration n'est pas groupée en planches hors-texte mais au contraire distillée tout au long de l'exposé, ce qui est agréable.

La conception de l'ouvrage et les buts visés sont décrits dans le chapitre «L'origine et l'évolution des recherches», à la p. 22: «Nous pensons que, dans une étude de ce type, il ne faut pas entreprendre une recherche unique, dans une seule direction, mais [il manque probablement un «qu'»] il faut au contraire rassembler toutes les données qui permettent ensuite d'aborder les problèmes dans leur ensemble. C'est ainsi que nous avons été amené à étudier aussi bien les découvertes isolées, les dépôts, les objets conservés dans les musées, les produits de fouille, les différentes analyses faites ces dernières années, etc ... Chaque catégorie de témoins matériels a fait l'objet de recherches spécifiques permettant d'obtenir des chaînes de comparaison d'un objet à un autre, d'un objet à d'autres trouvailles, de trouvailles à des dépôts, de structure à d'autres structures, de région à d'autres régions et pays, etc ... [...] A partir de l'étude des vestiges matériels, des habitats, des sépultures et de l'environnement, nous avons essayé d'évoquer la vie de ces premiers métallurgistes = origine, type et densité des populations, moyens de subsistance, type d'économie, organisation sociale, évolution technologique, moyens de communication et de commerce, religion, art, etc ...». Autrement dit, Jean-Claude Blanchet – avec sagesse pensons-nous – n'a pas voulu mettre en jeu une méthode de travail originale, sur une partie seulement des données, mais il a simplement cherché – pour notre plus grand profit – à créer un outil documentaire rassemblant le maximum de données. Le but fixé est largement atteint. Le livre constitue en effet une malle au trésor quasi inépuisable et d'autant plus précieuse que Jean-Claude Blanchet – il faut bien le souligner – ne se contente pas de collecter les documents anciens mais qu'il apporte aussi énormément d'éléments nouveaux par le biais des très nombreuses fouilles qu'il a lui-même dirigées dans cette partie de la France. Avec leur stratigraphie, les gisements du Camp de César à Catenoy et du Confluent à Choisy-au-Bac (Oise), en particulier, sont à considérer comme des sites clés pour l'évolution culturelle de la région.

Chaque médaille, cependant, a son revers. A force de vouloir tenir compte de tout, Jean-Claude Blanchet a fait de son livre une forêt tropicale, certes luxuriante, mais dans laquelle il est difficile de retrouver les cailloux blancs du Petit-Poucet. Il a tellement accumulé de matériaux, tellement analysé de données diverses, qu'il n'a pas pu (mais qui l'aurait pu?) les dominer complètement

et, surtout, les synthétiser. Nous en voulons pour preuve que l'ouvrage se termine de façon abrupte sur la chronologie du premier âge du Fer sans que nous soit proposée une conclusion générale, dans laquelle Jean-Claude Blanchet aurait pu résumer, en peu de pages, les principaux résultats de son enquête et surtout les grandes lignes de l'évolution culturelle de la région. Plus qu'une véritable synthèse sur les débuts de la métallurgie, le livre nous apparaît donc surtout comme un outil de référence à la documentation foisonnante et quasi exhaustive. Une ligne plus svelte, toutefois, ne l'aurait en rien appauvri mais en aurait au contraire facilité l'accès. L'organisation de l'exposé implique en effet des redites inutiles. Pourquoi, par exemple, détailler dans le texte la composition de tous les dépôts alors qu'elle est minutieusement décrite dans l'inventaire? Était-il, d'autre part, vraiment nécessaire, en tête des chapitres chronologiques, de faire le point à l'échelle quelquefois européenne? La connaissance de la situation en Languedoc et dans le sud-ouest de la France, par exemple, est-elle vraiment indispensable à la compréhension du premier âge du Fer picard (p. 375–376)? Faut-il encore remonter à Mortillet pour saisir les finesses de la chronologie du Bronze?

La valeur documentaire du livre tient pour une bonne part à l'abondance et à la qualité de sa partie illustrée. Elle comprend non seulement le dessin au trait, net et précis, de tout le mobilier accessible, mais aussi de très nombreuses photos de sites et de structures ainsi qu'une multitude de plans, cartes, coupes, diagrammes et tableaux. Il est en outre très facile de passer de l'illustration à l'inventaire des trouvailles. Organisé par département, extrêmement précis et détaillé, ce dernier donne même pour la plus humble trouvaille isolée les circonstances de la découverte, la description de l'objet ou de la structure et sa bibliographie. Il souffre cependant d'un gros défaut: l'absence de toute référence à l'illustration! Il est ainsi bien difficile, parfois même impossible, d'identifier dans les figures du texte les objets pourtant si minutieusement décrits dans le catalogue!

Pour rester au niveau de l'appareil critique et aussi – hélas – dans la «série noire», force est de constater que la bibliographie n'est pas non plus au-dessus de tout soupçon. Son organisation, en premier lieu, n'est pas pratique. En effet, elle ne regroupe pas tous les ouvrages cités dans le texte et dans le catalogue dans un simple ordre alphabétique, mais distingue les ouvrages généraux (traitant de plus d'un département) des monographies régionales et locales qui sont regroupées par département. Nous avons donc 8 ordres alphabétiques au lieu d'un seul, ce qui ne facilite pas le travail du lecteur. Riche en incohérences de détail, cette bibliographie se révèle surtout étonnamment lacunaire par endroits. Tout se passe comme si Jean-Claude Blanchet avait égaré quelque part un paquet de fiches, se rapportant surtout à la bibliographie générale. Sans nous être livré à une vérification systématique, nous avons en effet relevé dans le texte la mention de 33 titres introuvables dans la bibliographie: Trigger 1968, Chang 1967, Moberg 1969 et 1976, Cleuziou/Demoule/Schnapp 1973 et 1978 (p. 22); Whallon 1972 (p. 23); Mortillet 1881, Reinecke 1902, Déchelette 1908 (p. 24); Childe 1956, Piggott 1963, Case 1977, Burgess/Shennan 1976 (p. 78); Vogt 1950 (p. 222); Barbier et al. 1981 (p. 327); Hatt 1972 et 1977, Kossack 1954, Barruol 1976 (p. 375); Maddin/Muhly/Wheeler 1977, Hayen 1968, Hingst 1957, Pleiner 1958, 1962 et 1965, Tylecote 1962 et 1976, Forbes 1971, Coghlan 1977, Maréchal 1969a, 1969b et 1975 (p. 425). Il arrive heureusement que des erreurs fassent rire. C'est le cas à la p. 24, quand Jean-Claude Blanchet invente une notion chronologique nouvelle, celle de l'époque du lardon, en écrivant phase «Lardonienne» pour Larnaudienne!

Mais trêve de critiques! Les quelques défauts qui grèvent la très généreuse entreprise de Jean-Claude Blanchet n'amoindrisent pas sérieusement ses grandes qualités. La plus précieuse, à

nos yeux, est de regrouper en un seul volume ce qui était auparavant dispersé dans des dizaines d'ouvrages, et d'offrir sous une forme matériellement agréable et en éclairant les trouvailles anciennes à la lumière des recherches les plus récentes, un tableau complet et détaillé des cultures matérielles du nord de la France à l'âge du Bronze. Il ne fait aucun doute que «le Blanchet» est un outil indispensable et qu'en matière de protohistoire européenne il figure d'ores et déjà parmi les «must».

Valentin Rychner

Jacques Briard: *Les tumulus d'Armorique. L'âge du Bronze en France*, 3. Picard, Paris 1984, 304 pages, 127 figures.

Trois ans après son lancement, la collection présente son troisième volume. Le premier était consacré à un ensemble (Vénat), le deuxième à une étude thématique (les ors), le troisième, lui, est une synthèse régionale portant sur le Bronze ancien de Bretagne, période surtout connue par ses monuments funéraires, d'où le titre. Nulle autre plume, pour l'écrire, n'était plus qualifiée que celle de Jacques Briard, grand spécialiste de la protohistoire non seulement armoricaine mais aussi française et même européenne. Il n'entend ici «que marquer la conclusion d'un cycle de recherche» (p. 16). Propos bien modestes quand on sait la somme d'énergie qu'il a placée depuis trente ans dans l'investigation de l'âge du Bronze breton.

Après une introduction essentiellement consacrée à l'histoire des recherches (11 p.), l'exposé est divisé en 10 chapitres principaux ayant pour objets les structures aussi bien que le mobilier: les tumulus et le paysage agraire armoricain (15 p.); le tumulus et ses structures, le rituel funéraire (24 p.); tombes simples, coffres et tombelles (18 p.); l'équipement métallique, la métallurgie (20 p.); les pointes de flèche armoricaines, l'équipement lithique (15 p.); le renouveau céramique, les vases à quatre anses armoricains (18 p.); l'orfèvrerie et la parure, les sépultures à perles de faïence (22 p.); l'âge du Bronze en Haute-Bretagne (15 p.); la vie domestique, artistique et religieuse, l'homme et la société (15 p.); la civilisation des tumulus armoricains, évolution et relations européennes (14 p.). Deux annexes sont intercalées entre les deux derniers chapitres: analyses polliniques de paléosols conservés sous les sépultures de l'âge du Bronze en Armorique, par M.-Th. Morzadec-Kerfourn (3 p.); anthropologie et pathologie des populations armoricaines de l'âge du Bronze, par J. Peuziat (3 p.). Une troisième annexe donne les dates radiocarbone (1 p.), et une bibliographie de 4 pages termine le texte. La partie documentaire de l'ouvrage est représentée par un très précieux inventaire critique des découvertes (87 p.). Un index toponymique et un index des auteurs closent le livre.

Le grand mérite de Jacques Briard est non seulement de donner la description quasi exhaustive de la réalité archéologique, mais aussi de proposer un tableau du Bronze ancien armoricain plus nuancé que celui auquel nous étions encore habitués il y a peu de temps. Les grands monuments tumulaires à pointes de flèche ou à poteries ne sauraient en effet passer pour les seuls témoins de cette époque, et Jacques Briard tente, avec succès, de reconstituer une mosaïque beaucoup plus complexe, restant essentiellement funéraire, dans laquelle doivent également trouver place les sépultures à caveau, les coffres et les tombelles, et qui, chronologiquement parlant, n'occupe pas seulement le Bronze ancien mais aussi une bonne partie du Bronze moyen si ce n'est du Bronze final. Le montage du puzzle s'effectue en bonne partie à l'aide des dates 14-C qui, soit dit en passant, permettent une fois encore de renverser la vapeur et d'exclure la possibilité d'influences mycéniennes ou crétoises dans la genèse du Bronze ancien armorico-britannique (p. 204).

Si nous devons émettre une critique de fond sur le livre, ce serait celle de ne pas consacrer plus d'espace, dans un chapitre qui lui aurait été consacré, au problème pourtant central de la *genèse* de cette nouvelle civilisation des tumulus. Le dixième et dernier chapitre, qui sert au livre de synthèse et de conclusion, n'aborde en effet cette question que par la bande (p. 199–200), à propos des relations avec le Wessex et en des termes dont le moins qu'on puisse dire est qu'ils n'engagent pas leur auteur: «Première série des tumulus à pointes de flèche et tumulus du Wessex 1 à mobilier funéraire (princier) attestent de la présence d'une «aristocratie» guerrière probablement dominante dans le Bronze ancien. Après y avoir reconnu un fait de «colonisation» des populations néolithiques à partir de nouvelles ethnies, après avoir longtemps suggéré une influence méditerranéenne et surtout mycénienne en une période de chronologie courte, les interprétations deviennent plus nuancées. Il est certain qu'il y a un phénomène nouveau de présence d'une classe dominante mais elle peut avoir été créée à partir d'influences, de faits économiques favorables aussi bien que par un phénomène migratoire. On a pu adopter du nord de l'Europe de nouvelles mœurs funéraires, sans que l'apport humain soit considérable. Délicate question que la rareté des vestiges anthropologiques ne permet pas de résoudre. En tout cas c'est une phase d'expansion, de contacts les plus variés, de remue-ménage dans toutes les régions côtières de la Manche et de la Mer du Nord.» C'est en fait dans le chapitre 5 (les pointes de flèche armoricaines, l'équipement lithique), là où on les cherche le moins, que Jacques Briard exprime le plus clairement ses idées (p. 111): «Le groupe des sépultures à pointes de flèche d'Armorique est le seul, semble-t-il, parmi les ensembles funéraires de l'âge du Bronze, à montrer une certaine homogénéité. Il semble issu d'un nouvel apport humain ou culturel, à partir des côtes de la Manche, produisant simultanément des groupes de monuments funéraires des deux côtés de la Manche, Dorset et Wessex au nord et Armorique au sud. Les deux groupes assez proches au départ vont rapidement se distinguer l'un de l'autre par leur originalité propre. En Armorique, à partir du premier impact situé au nord des Côtes-du-Nord, le mouvement se situe au long des côtes et par une voie secondaire interne traversant la Bretagne jusqu'à l'Océan. Le mouvement court se réduit à un nombre limité de grands monuments auxquels se rattachent seulement quelques tombes un peu plus pauvres, notamment dans le nord du Finistère. Le mouvement tire sa relative opulence d'une période d'échanges intense au long des côtes de la Manche, par suite du trafic de l'ambre et probablement du cuivre et de l'étain. Quelques éléments plus tardifs comme Carnoët semblent avoir eu des contacts avec le monde ibérique. Le caractère intrusif de ce groupe est décelable par l'absence de poterie dans les tombes et la multiplication des structures en bois dans les tombes. Mais très vite la solide tradition néolithico-mégalithique d'Armorique reprendra le dessus et l'on reviendra à des caveaux mégalithiques où seront déposées des poteries.» Jacques Briard aura peut-être raison de répondre que le seul examen des données archéologiques brutes ne permet pas d'en dire beaucoup plus sur le processus de «culture change» dont on parle tant de l'autre côté de la Manche. Sans même se déguiser en «new archaeologist», Jacques Briard, dans son dernier chapitre de synthèse qui aurait pu alors s'intituler «La civilisation des tumulus armoricains: *genèse*, évolution et relations européennes», aurait cependant eu avantage à opérer de façon très explicite le décompte précis des éléments nouveaux et des traits s'expliquant au contraire par le substrat néolithique. En vertu de ce décompte et en s'appuyant sur une série plus large de cartes de répartition (on n'en compte que 3 dans tout le livre, dont 2 reprises d'une publication antérieure), il aurait pu, ensuite, proposer un ou plusieurs modèles génétiques et évolutifs de l'âge du Bronze ancien armoricain.

Quelques critiques de forme doivent aussi être formulées. Une fois de plus, la principale concerne la *bibliographie*, dont la rédaction (p. 207–210) n'est pas un modèle de cohérence. D'autre part, les millésimes ne correspondent pas toujours à ceux donnés dans le texte, et 7 titres appelés dans le texte manquent dans la bibliographie: Martin 1904 (p. 136); Du Châtellier 1883 et Sanders 1948 (p. 141); Hawkes 1956 (p. 148); Briard 1977 (p. 198); Glob 1952 (p. 210); Sitterling [pour -ding] 1966 (p. 202). Enfin, Jacques Briard se montre plus d'une fois avare de références bibliographiques précises, spécialement dans les pages consacrées aux relations européennes. Dernier regret: que les dates radiocarbone de la page 205 soient données en B.P., ce qui n'en facilite pas la lecture (il aurait été intéressant, d'ailleurs, d'en discuter la calibration).

A part ça, l'ouvrage est de présentation réussie, agréable à manier et plutôt élégant, même si l'impression des deux exemplaires que nous avons eus entre les mains était par endroits trop grasse et la reproduction de certaines figures franchement mauvaise (les cartes de la fig. 4, p. 18, en particulier). Quant à l'illustration originale d'Yvan Onnée, elle est excellente.

Les tumulus d'Armorique constituent un chapitre passionnant de l'histoire de l'Europe à l'âge du Bronze. Jacques Briard en est le connaisseur le plus averti et son très beau livre en représente la description et le commentaire les plus complets. C'est donc un ouvrage indispensable.

Valentin Rychner

Peter S. Wells: Rural Economy in the Early Iron Age. Excavations at Hascherkeller, 1978–1981. Mit Beiträgen von H. Becker, C. C. Quillian, B. R. Benefit, J. D. Stubbs, M. L. Hancock und M. Geselowitz. Bulletin No. 36, American School of Prehistoric Research, Peabody Museum, Harvard University, Cambridge (Mass.) 1983. XI–169 Seiten, 90 Textabbildungen, 20 Tabellen.

Die wirtschaftlichen Paradoxe der europäischen SBZ und der frühen Eisenzeit, d.h. eine Wirtschaft mit Handel, Metallbearbeitung und Gesellschaftshierarchie ohne Städte, bewogen eine Equipe von Harvard University's Peabody Museum, eine fast aussichtslose Ausgrabung in Bayern auszuführen: Im Loessgebiet des Isartales bei Hascherkeller (60 km nordöstl. von München) hinterliess ein kleines Dorf der SBZ weder Strukturen noch Stratigraphie, sondern willkürlich wiederaufgefüllte Gruben und einen Graben. In vier Kampagnen (1978–81) wurden die Gruben von ihrem Abfall befreit, der anschliessend als sozialgeschichtliche Quelle verwertet wurde. Die Ergebnisse dieser Arbeit sind auf vorbildliche Weise in diesem kleinen Band der Öffentlichkeit vorgelegt.

In den beiden Hauptgrabungsarealen trafen die Ausgräber Spuren eines Doppelgrabens, der schätzungsweise drei verschiedene ungefähr quadratische (Seitenlänge ca. 54 m) spätbronzezeitliche Bezirke umfasste. Von den damit geschützten Gutshöfen, alle ungefähr gleichzeitig bewohnt, blieben nur die Gruben. Insgesamt wurden 21 Gruben entdeckt, die von der Neuzeit bis in die F/MBZ zu datieren sind, 13 davon stammen aus der Ha B-Phase. Alle weiteren Untersuchungen gingen von Form und Inhalt dieser Gruben aus, mit der Annahme, dass sämtliche darin sich befindenden Abfälle zufällig dorthin gelangt sind. Aus dem Zielhorizont stammen 14 853 Scherben, 1 435 Knochenfragmente, Pflanzenreste, Steinwerkzeuge, Bronzenadeln, Glasperlen und Webgewichte.

Der Grossteil der Keramik kam aus dem etwas nördlich des Grabens gelegenen Schnitt W, wo die Ausgräber einen Brennofen vermuten, und aus dem benachbarten Teil des Grabens selber. Da sehr wenige Profile wiederhergestellt werden konnten, ist der Formenreichtum weitgehend unbekannt, und die Analyse

musste auf Wandstärke (fein, mittel, dick) und Magerung beschränkt werden. Quarz, Sand, organische Materialien, Wandverputz und gemahlene Keramik gehören zu den lokalen Magerungsmitteln. Der ebenso verwandte Feldspat wird allerdings nicht lokaler Herkunft sein. Der für Keramikverzierungen benutzte Graphit ist auch Importgut, sehr wahrscheinlich aus dem Osten. Die Verbreitung der Keramik innerhalb der Siedlung (Häufigkeit und Art) dürfte auf eine noch nicht geklärte zweckbestimmte Aufteilung des Dorfes hinweisen.

Die Knochen- und Pflanzenreste bestätigen den sesshaften Charakter der Siedlung: 87% Haustiere (Sus, Caprinae, Bos), 13% Wild (einschliesslich der eingedrungenen Mäuse und Igel); sicher sind Hirse, Weizen und Gerste (Flachs möglich). Die Bronzeobjekte sind fast alle fertige Nadeln, die Fragmente von Eisenschlacke hingegen weisen auf Eisenverhüttung hin. Ebenfalls ein Hinweis auf industrielle Tätigkeit ist eine Gussform aus Sandstein, die für die Herstellung von Ohr- oder Fingerringen bestimmt war. Wells nimmt an, dass der Bauer, der die Form brauchte, sie kaufte und nur zeitweise benutzte. Eisenverhüttung wäre ebenfalls nur Teilzeitarbeit gewesen.

Wells unterscheidet sechs verschiedene Arten von Gruben, wobei Getreidevorrats- und Kellergruben die wichtigsten wären (je drei). Zwei Lehmgruben, ein Brennofen und eine Werkstatt vervollständigen die Liste, während eine mit Brandspuren die sechste, unbestimmbare Art definiert.

Die Siedlung war also selbständig (mit Getreide, Tieren, Werkstätten, einer Webstube und einem Brennofen), aber nicht auf Selbstversorgung angewiesen: Bronze, Graphit und Glas konnte man importieren. Gegen welche eigenen Produkte diese getauscht wurden, ist nicht klar, aber Textilien, Leder, Fleisch und Getreide kommen in Frage.

Parallelen mit mittelalterlichen Wirtschaftsbedingungen sind auffallend klar in diesem Fall. Warum Wells allerdings die Stufe Ha B (1000–800 v. Chr.?) in «the Early Iron Age» setzt, ist dem Rez. weniger klar.

David Warburton

Friedhelm Prayon: Etruskische Grab- und Hausarchitektur. Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung, 22. Ergänzungsheft 1975, Heidelberg.

Mit aller Sorgfalt und Detailliebe trägt F. Prayon den Feldbefund etruskischer Häuser zusammen und stellt diesen vergleichend der Grabarchitektur gegenüber, so dass sich die beiden Teile quasi zu einem Ganzen fügen, das in etwa – wie man heute so schön zu sagen pflegt – dem bekannten Modell des sogenannten «Palatin-Hauses» entspricht, dieses Modell also gleichsam wissenschaftlich absichert (Abb. 1).

Beschreiben wir kurz seine Konstruktion: Es handelt sich um einen Pfostenbau, dessen Stützen leicht in den Boden eingelassen und in der Sockelzone durch eine steinerne Trockenmauer gefasst sind. Die Pfosten werden oben durch einen Balkenrahmen gebunden, auf welchem das Dachgebälk ruht. Die Wände selber hat man sich als Trockenziegel-Mauerwerk vorzustellen, in der Frühzeit des Hüttenstadiums als lehmverkleidetes Flechtwerk. Es will mir scheinen, dass sich unter Beizug der Wandmalerei der etruskischen Grabkammern noch ein weiteres, für den entwickelten Hausbau nicht unwichtiges Konstruktionsmerkmal hätte herausarbeiten lassen. Es sei hier der Versuch gewagt:

Noch heute sind in ländlichen Gegenden Italiens und Griechenlands solche Trockenziegel-Mauerwerke anzutreffen, sei es an einfachen Behausungen, Stallungen oder Hofeinfassungen. Wo auch immer, stets findet sich dieses Trockenziegelwerk von zwei Elementen begleitet: – Einmal von einer Überdeckung, die es vor Regenässe schützt. – Zum andern von einer steinernen

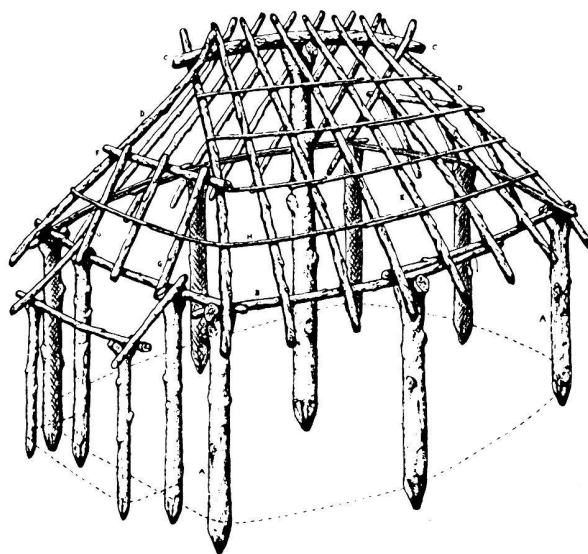


Abb. 1. Das sogenannte Romulus- oder Palatin-Haus (nach Nash, E., Bildlexikon zur Topographie des antiken Rom. Deutsches Archäologisches Institut 2, 1962, Abb. 885; Rekonstruktion nach A. Davico). Es hat noch ausgesprochenen Hüttencharakter.

Sockelzone, auf welcher es aufruht. Beide Begleitelemente stehen zueinander in engem Bezug: – Je nach Grösse der Abdeckung schwillt oder verringert sich die abtropfende Regenmenge, woraus sich ein grösserer oder geringerer Traufbereich ergibt. – Durch entsprechendes Auskragen der Abdeckung kann der Traufbereich auf Distanz gehalten beziehungsweise verringert werden. Dieser bestimmt so oder so die Höhe der steinernen Sockelzone (Abb. 2).

(Aus diesem Blickwinkel betrachtet, hätte man korrekterweise eher von einer Traufzone als von einer Sockelzone zu sprechen. Wobei man sich bei primitiver, ursprünglicher Bauweise die Traufzone auch durch vorgestellte Steinplatten oder Bretter abgeschirmt vorstellen könnte, was dann im weiteren zur architektonischen Ausformung dessen geführt hat, das wir heute als Sockelzone zu bezeichnen pflegen.) Sei es wie es wolle: Die steinerne Sockelzone diente dazu, das nässeanfällige Lehmwerk von der netzenden Traufzone abzuheben (oder zu schützen). Im geschützten Hausinnern erübrigt sich eine architektonische Ausgestaltung der Sockelzone, was die Untersuchungen Prayons auch bestätigt haben. Oder anders gesagt: Das etruskische Haus besass im Innern – ungeachtet des Materialwechsels von Steinwerk in der Sockelzone zum Lehmwerk der aufgehenden Wände – durchgehende Wandflächen. Prayon nennt dies die «einheitlich negative Aussage» und führt dazu aus (S. 161): «Diese einheitlich negative Aussage führt zur Vermutung, dass im Haus Sockel, beziehungsweise Fundamentierung und aufgehendes Mauerwerk gleichmässig verputzt waren und darum nicht von einander unterschieden werden konnten.» Dies ist eine Schreibtisch-Schlussfolgerung, die vor Pflasterkelle und Talosch nicht standhält. So kompetent sich Prayon in Fragen der Architektur erweist, hier stolpert er über eine schlichte handwerkliche Gegebenheit. Ein Kalkverputz reagiert nämlich äusserst empfindlich auf die Beschaffenheit der Unterlage, da letztere den Verlauf des Bindungsprozesses beeinflusst (Abb. 3):

Auf dem feuchtigkeitssaugenden Lehmwerk bindet der Kalkverputz viel schneller ab als auf dem Steinwerk der Sockelzone.

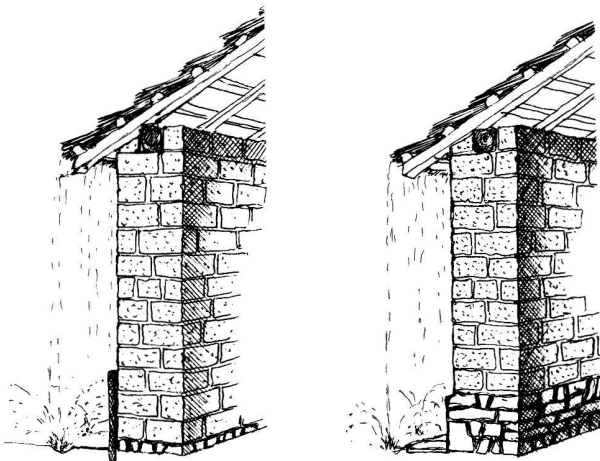


Abb. 2. Im ersten Fall ist die Traufzone durch ein vorgestelltes Brett oder eine Steinplatte abgedeckt; im zweiten Fall findet sich eine steinerne Sockelzone im Traufbereich.

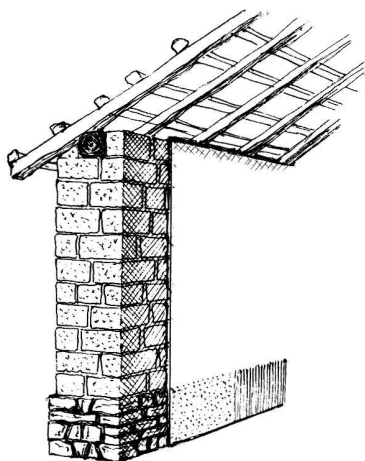


Abb. 3. Im Bereich des Lehmziegel-Mauerwerkes trübt sich der Wandverputz anders (weiss belassene Partie) als im Bereich der steinernen Sockelzone (punktierte Fläche). Bei der etruskischen Wandmalerei ist diese Zone meist in dunklen «Feuchtfarben» gehalten (senkrecht schraffiert).

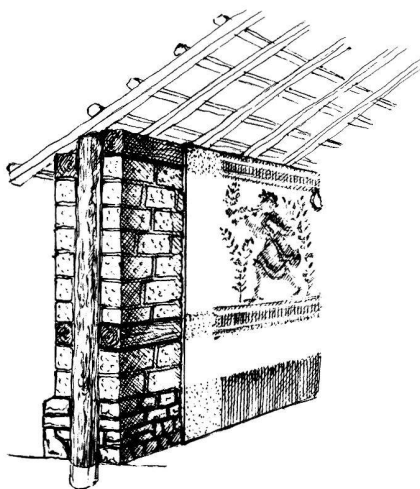


Abb. 4. Trotz planer Wandgestalt und einheitlich verputzter Fläche schlagen die unterschiedlichen Baumaterialien – Stein, Lehm, Holz – als Verfärbungen durch und bestimmen den Kanon der Bildzone.

Entsprechend diesem verschieden verlaufenden Bindungsprozess trübt sich der Verputz in beiden Zonen ganz unterschiedlich. Zudem ist in der Übergangszone mit wechselnden Spannungsverhältnissen und darum mit der Bildung von Haarrissen zu rechnen.

Diese materialbedingte «Unvollkommenheit» überspielen die Etrusker – dies zeigt die Ausschmückung der Grabkammern – durch entsprechende Bemalung der Sockelzone (Abb. 3 dunkel gehaltene Fläche). Dass diese Zone, die ja «Feuchtzone» war, fast ausnahmslos in dunklen Blautönen gehalten wurde, spricht für sich.

Damit wenden wir uns einem weiteren Konstruktionsproblem zu: Bei einfachen Hofummauerungen bis Mannshöhe besitzt eine Lehmwand genügend Eigenstabilität. Dies mag auch bei niedrigem Hüttenbau noch angehen, genügt aber den Belastungen nicht mehr, wenn die Hütte zum Haus oder gar Palast gedeiht. Hier wird der Einbau von verstärkenden Hilfskonstruktionen notwendig, wie wir sie bereits eingangs am Beispiel des Palatin-Hauses in Form von Stützpfeuern kennen gelernt haben (Abb. 1).

Solche im Kern des Mauerwerkes versteckte Tragpfosten erhöhen zwar die Tragkraft, schwächen aber gleichzeitig die innere Stabilität der Wand. Oder genauer gesagt: Sie drohen, die innere Stabilität der Wand zu schwächen. Dem kann begegnet werden, indem man die Tragpfosten untereinander durch horizontale Längsbalken verbindet. Solche Längsbalken versteifen die Wand, indem sie einen einseitigen Druck auf die Gesamtheit der Pfostenreihe und letztlich des ganzen Pfostensystems übertragen. Durch das Einbringen von Horizontalhölzern in Verbindung mit den Pfosten entsteht eine Art Riegelbau, dessen Balken nicht oder nicht voll verschränkt sind.

Als erste Horizontalverspannung ist der obere Balkenrahmen zu betrachten, auf dem das Dachgerüst ruht. So wie ihn das Modell zeigt. Dieses Holzgerüst ermöglicht es zudem, das schützende Dach vorgängig zu errichten und damit das Lehmmauerwerk unter seinem Schutz hochzuziehen. Beim Trockenlehmziegelbau ein nicht für gering zu erachtender Vorteil. Dass bei zunehmender Grösse und Höhe des Hauses abgesehen vom Dachrahmen weitere horizontale Wandversteifungen notwendig werden, braucht nicht besonders dargetan zu werden, genau so wenig wie der Umstand, dass solche je nach den besonderen Gegebenheiten in unterschiedlichen Höhen angebracht werden können. Dies bleibt zunächst spekulative Vermutung.

Kommen wir jedoch zurück auf die Wandmalereien der etruskischen Grabkammern und den Umstand, dass Verputz auf unterschiedlichem Grund (Stein-Lehm) sich ungleichmässig trübt, so gilt dieser Umstand in noch weit höherem Mass bei Hölzern im Unterbau. Hier macht sich nämlich im Verputz nicht allein der unterschiedlich verlaufende Bindungsprozess bemerkbar, sondern können pflanzliche Stoffe wie Gerbsäuren zu recht eigentlichen Verfärbungen führen. Zudem gilt es in Rechnung zu stellen, dass der Antike auch Holzimprägnierung bekannt war.

Auf die Zimmerwand bezogen bedeutet dies, dass verstärkende Horizontalbalken oder Giebelstützen – auch wenn sie unter Verputz lagen – sich als getönte Streifen in der Wandfläche merklich abzeichneten. Für eine Ausmalung der Wände waren damit klare Horizonte vorgegeben, die bei Missachtung als störende Unregelmässigkeit den Bildgrund durchzogen hätten. Vom Hausbau ausgehend schlug sich diese durch schlichte Konstruktionseigenheiten vorgegebene Zoneneinteilung auch im Kanon der künstlerischen Ausschmückung in den Grabkammern nieder.

Dass beim Einbringen solcher Horizontalhölzer mit ganz unterschiedlichen Höhen zu rechnen ist, wurde bereits erörtert. Statt vieler Worte sei es einem jeden selber überlassen, die Aus-

malungen der etruskischen Grabkammern unter diesem Blickwinkel zu durchgehen. Ein Argument kann zur Unterbauung unserer Ansicht noch angeführt werden: Es ist der Umstand, dass sich im Lehmwandwerk keine Nägel oder Haken anbringen lassen, da diese schon bei geringer Belastung ausreissen. Es kommt daher nicht von ungefähr, dass dort, wo zum Schmuck des Raumes Blumenkränze, Instrumente oder Jagdtrophäen aufgehängt sind, diese stets im Bereich der szenenfassenden Farbbänder erscheinen, wo ein Haken oder Nagel fest im Holz haftet.

Rückschliessend von der Wandmalerei der etruskischen Grabkammern wäre darum nach unserer Ansicht bei einem Modell je nach Vorbild nicht nur beim Auflager des Dachgebälks, sondern auch irgendwo auf halber Höhe ein Kranz von Horizontalbalken einzuziehen (Abb. 4). Und zwar sehr wahrscheinlich zu beiden Seiten der Tragpfostenreihe, wie der gewagte Vergleich mit den wesentlich älteren, kretischen Fayenceplättchen von Hausdarstellungen beziehungsweise deren Binnenzeichnung vermuten lassen. Umgekehrt wäre bei doppeltbesetzter Pfostenreihe mit einem dazwischenliegenden Horizontalbalken zu rechnen. Als Beispiel wäre hier die sogenannte Laubhütte beim Apollotempel von Eretria zu nennen. Allein schon deshalb empfiehlt es sich, kurz auf solche Fernvergleiche einzugehen, um zu erkennen, dass es sich hierbei um keine Neuerfindung der Etrusker handelt, sondern um ein altbewährtes Konstruktionselement, das immer dort in Erscheinung tritt, wo die einfache Hütte zum Haus und Palast gedeiht.

Fassen wir zusammen: Betrachten wir dieses Konstruktionselement der stark variierenden Horizontalversteifung, deren Existenz beim etruskischen Haus nur indirekt aus der Wandmalerei der Grabkammern erschlossen werden kann, aus dem Blickwinkel des künstlerischen Wandschmucks, so werden wir gewahr, wie sehr dieses schlichte, bautechnische Element das künstlerische Bildfeld bestimmt hat. Dies gilt nicht nur für das Etruskerhaus, das bei unserer Betrachtung im Vordergrund stand, sondern in gleichem Masse auch für die Palastmalerei von Knossos, um nur ein Stichwort zu geben.

Rudolf Moosbrugger-Leu

Andres Furger-Gunti: Die Helvetier. Kulturgeschichte eines Keltenvolkes. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1984. 180 Seiten, 261 Abbildungen, 4 Karten.

Zielsetzung dieser Publikation ist es, «die keltische Archäologie und Geschichte der Schweiz nach dem neuesten Stand der Forschung und unter integraler Berücksichtigung der schriftlichen, archäologischen und numismatischen Quellen darzustellen» (S. 7). Zielpublikum dürften Facharchäologen und gleichzeitig eine breitere Öffentlichkeit sein, was bekanntlich an den Autor recht hohe Ansprüche stellt.

Ein erstes Hauptkapitel ist dem Übergang von der Hallstatt zur Latènekultur gewidmet, es folgt die – umfangmässig ausführlichste – Abhandlung der «blühenden Zeiten vom 4. bis 2. Jh. v. Chr.», dann je ein Kapitel über «der mächtige Stamm der Helvetier und ihre Nachbarn», über den «Zusammenprall mit Caesar», die «römische Besetzung und das Weiterleben keltischer Kultur» und die «Wiederentdeckung der Helvetier».

Die zentrale Frage, die sich nach dem Titel des Buches stellt, ist doch wohl diejenige nach der archäologischen Fassbarkeit der Helvetier. Sie wird (S. 11) kurz beantwortet: «Eine eigentliche helvetische Kultur hat es nicht gegeben.» Immerhin zeigt der Autor im Kapitel «Protohelvetier und ihre Münzen» (S. 78ff.) eine Möglichkeit, wie an numismatischem Material die Fusion der «Nordprotohelvetier» (rechtsrheinisch) mit den aus «Ost-» und «Westprotohelvetiern» bestehenden «Südprotohelvetiern»

(schweizerisches Mittelland) nachgezeichnet werden könnte – wodurch die schriftliche Überlieferung von der Auswanderung der Helvetier aus dem südlichen Deutschland in das schweizerische Mittelland eine archäologische Unterlage erhalten würde. Wenn Furger-Gunti hüben und drüben für das Mittellatène von «Protohelvetiern» spricht, so bringt er damit wohl zum Ausdruck, dass er die Träger der mittelländischen Früh- und Mittellatènekultur für archäologisch nicht unterscheidbar hält von dem, was im 1. Jh. v. Chr. in diesem Gebiet unter dem Namen «Helvetier» überliefert ist.

Dieses numismatische Kapitel ist zweifellos das Kernstück des Buches. Es erfüllt am besten den Anspruch des Buchtitels – zusammen mit dem grossen Kapitel «Zusammenprall mit Caesar» (S. 95ff.), in dem eingehend die im Bellum Gallicum geschilderten Vorgänge rund um Bibracte erörtert werden. Dass dabei nicht alle Widersprüche und Unklarheiten ausgeräumt werden, kann nicht überraschen; sie bleiben verschiedentlich auch dort bestehen, wo der Autor zuversichtlich und fragezeichenlos formuliert.

Wirtschaftliche und technologische Fragen und Belege werden wenig berührt, dagegen liegen zwei Themen Furger-Gunti offensichtlich besonders am Herzen: Die kultische Interpretation von Befunden wie z.B. La Tène und das Weiterleben keltischer Kulturreste bis in die Neuzeit. Neu in Furger-Guntis Diskussion um La Tène ist der Einbezug des Heiligtums von Gournay-sur-Aronde und der Vergleich der beiden Fundkomplexe Gournay und La Tène, deren Übereinstimmung dem Autor die Gewissheit bringt, dass La Tène ein sakraler Bereich und Opferplatz war. So einleuchtend diese Argumentation auch ist, so wird die ausschliesslich kultische Interpretation einer stark hochwassergefährdeten Zone und die Anreihung weiterer Fundorte wie Cornaux, Port, Massenfund Tiefenau u.a.m. kaum einen Anhänger des profanen Lagers zur Konversion zu den Kultischen bewegen können. Das angefügte Beispiel der mittelalterlichen Brückenheiligen (S. 70), die ja Schutz vor den Gefahren der Wasserübergänge bieten sollten, wäre, wenn schon, dann eher ein Argument gegen die ausschliessliche Opferplatz-Theorie.

Was das Weiterleben keltischer Kulturreste betrifft: Die Kelten im allgemeinen und die Helvetier in der Schweiz dürften seit längerem als Protagonisten unserer Geschichte doch etwas höher geschätzt sein, als Furger-Gunti (z.B. S. 166) glaubt. Der Nachweis im einzelnen ist jedoch – abgesehen von sprachlichen Verbindungen – nicht einfach. So hat z.B. der löwenschwänzige Vogel Gryff (S. 155) mit den geflügelten Wesen auf den darunter abgebildeten Münzen nur die Flügel gemein, und die an markante astronomische Daten (Sonnwenden, Tagundnachtgleichen) gebundenen heutigen Volksfeste erweisen uns leider nicht den Gefallen, nur in ehemals keltischen Gebieten üblich zu sein. Wenn aber W. Schardt zitiert wird (S. 151), der für den alpenländischen Jodel keltisch/helvetische Grundlagen vermutet, so fragt man sich zuerst, woher wohl W. Schardt dieses Wissen geworden sei – eine Frage, die durch das Erscheinungsjahr dieser Abhandlung (1939) mindestens teilweise beantwortet wird. Nicht sehr ergiebig für den Nachweis keltischer Kontinuität ist auch die in der volkskundlichen Forschung aktuelle Napf-Grenze, die als Erbe aus west- und ostprotohelvetischer Zeit angeführt wird (S. 150–151): Wie protohelvetisch ist eine Kulturgrenze, die im Bereich einer einige Dutzend Generationen früher auch schon bestehenden Grenze liegt?

Furger-Guntis Buch über die Helvetier (gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Pro Helvetia, der Stiftung Schweizerische Landesausstellung 1939 Zürich für Kunst und Forschung und der Goethe-Stiftung für Kunst und Wissenschaft) tritt in eine seit langem empfundene Lücke und enthält eine Fülle wertvoller Informationen und Illustrationen. Es ist mit Zeittafel, reicher

Literaturliste und Index ausgestattet und sorgfältig gestaltet mit zahlreichen schwarzweissen und farbigen Fotos, Zeichnungen und Rekonstruktionen. Die nach wie vor nicht unproblematische Beliebtheit der Helvetier findet hier die längst erwartete Untermauerung mit historischem und archäologischem Material.

Christin Osterwalder

Jürg Rychener: *Der Kirchhügel von Oberwinterthur. Die Rettungsgrabungen von 1976, 1980 und 1981*. Mit Beiträgen von Beat Rütli und Hans Markus von Kaenel. Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Monographien 1. Vitodurum-Oberwinterthur, Band 1. Orell Füssli Verlag, Zürich 1984. 115 Seiten, 24 Tabellen, 65 Abbildungen, 80 Tafeln, 38 Plantafeln.

Die vorliegende Arbeit legt die Befunde und Funde der Grabungen vor, die in Oberwinterthur in den Jahren 1976 (Kirche St. Arbogast), 1980 und 1981 (Kirchhof) stattfanden. Die letzte Kampagne leitete der Autor selbst. Die Auswertung dauerte zwei Jahre, die Publikation ist drei Jahre nach Abschluss der Grabungen erschienen! Um es vorwegzunehmen: Es ist zu hoffen, dass dieses Beispiel, nicht nur was die Schnelligkeit betrifft, Schule machen wird.

Die Grabungen brachten für den Vicus des 1. und 2. Jh. n. Chr. neue Erkenntnisse, nicht aber für eine allfällige keltische Vorgängersiedlung, den postulierten frühromischen Militärposten, Innenbauten des spätrömischen Kastells oder eine frühmittelalterliche Belegung (S. 11). Die ausgegrabene Fläche zerfiel in mehrere unzusammenhängende Teile und war überdies ziemlich gestört (Plan 1.2). Die Verbindung der verschiedenen Schichtabfolgen geschah einerseits aufgrund der Annahme, dass die unterste Kiespackung der Strasse überall die gleiche ist und dass die Zerstörungshorizonte jeweils vom gleichen Brand herrühren (S. 11f.). Andererseits zeigte sich bei mehreren Schichtabfolgen, besonders deutlich bei Haus V (S. 38, Tab. 8), in den Fundkomplexen ein charakteristischer Wandel der Anteile der einzelnen Feinkeramiksarten, Terra Sigillata, TS-Imitation, Glanztonkeramik und Spätlatène-Traditionskeramik. Leider unterscheidet der Autor in den Statistiken nicht zwischen der Glanztonkeramik des 1. Jh. (Hofheim 22.25) und der «klassischen» Glanztonkeramik des 2. Jh., wie er es mehrmals im Text antönt (z.B. S. 41, 49), die sich so gut wie ausschliessen, womit er eine weitere Klassierungsmöglichkeit verliert. Dieser Wandel erlaubt eine Periodisierung der Schichtkomplexe anhand des Spektrums der Feinkeramik, womit neben der Stratigraphie ein zusätzliches Instrument für die Periodenzuweisung der Strukturen und Schichten gewonnen wird. Mit Recht stellt deshalb der Autor eine grundsätzliche Übersicht dieser Periodisierung der Besprechung der Befunde voran (S. 13–17). Die Keramik wurde für das Erstellen der Spektren abgewogen, um so eine grössere Basis zu erhalten, als wenn man nur die einzelnen anhand der Randscherben definierten Typen gezählt hätte. Die Frage, ob die Menge und die Schicht respektive Herkunft der Fundkomplexe eine Rolle spielen, wird eingehend diskutiert. Beides scheint auf dem Kirchhügel nur einen geringen Einfluss zu haben.

Periode A (ca. 20–45) zeichnet sich durch einen hohen Anteil an TS-Imitation aus. Unter der Terra Sigillata findet sich vor allem Arretina. In Periode B (ca. 45–75) ist die Terra Sigillata etwa doppelt so stark vertreten wie die TS-Imitation. Leitformen sind Drag. 29 und Drag. 24/25. In Periode C (ca. 75–120) erreicht die Terra Sigillata den höchsten Anteil. Typisch sind die Formen Drag. 37 und Drag. 35/36. In dieser Zeit setzt auch die klassische Glanztonkeramik ein. Charakteristisch für Periode D (ca. 120–170) ist die Zunahme der Glanztonkeramik. Typische Sigillata-

formen sind Drag. 46 und Curle 15. Periode E (Ende 2./3. Jh.) zeichnet sich durch den hohen Anteil der Glanztonkeramik aus, durch das Auftreten von schwarzen Faltenbechern und ostgallischer Sigillata. Diese Periodisierung (Tab. 6) wird beim Besprechen der Strukturen (Teil II), nämlich der Gruben (S. 17–20), der Planien (S. 21f.), der Häuser (S. 22–24, 35–44), der Strasse (S. 24f., 44–48), des Tempelbezirkes (S. 25–28, 48f.) und des Baus III (S. 28–33) anhand der Stratigraphien und der Fundkomplexe jeweils im einzelnen diskutiert. Das teilweise Fehlen von Verweisen auf die Pläne am Schluss des Buches – man fragt sich, ob nicht die Mehrzahl der Grundrisspläne und Profile in die Besprechung der Befunde hätte integriert werden können – und auf den Fundkatalog, speziell auf die Tafeln – es wird nur auf die Schichtkomplexe verwiesen, deren Periodenzuweisung die Lesenden kaum schon im Kopf haben – erschwert das Nachvollziehen der Diskussion. Auch können die Säulendiagramme der Feinkeramikspektren (Tab. 7.8.10–13) erst anhand der Beschreibung zu Tab. 14 gelesen werden.

Der Periode A können vier Gruben (8.14–16) zugewiesen werden. Von Periode B wurden drei in Lehmfachwerktechnik erbaute Häuser (IVa–VIa), die wohl an einer Strasse standen, angeschnitten (Plan 4). Nach einem Brand wurden die Häuser in Periode C an gleicher Stelle und in gleicher Weise wieder aufgebaut (IVb–VIb). Die Strasse wurde, wohl nach dem Abtragen der früheren Strassenkonstruktion mit einer Kiespackung gefestigt. Sie bog südlich von Haus IVb nach Osten ab (Plan 5). Jenseits der Strasse entstanden im Westen ein Tempelbezirk mit einem Viereckstempel und einem Nebengebäude, das später zu einem zweiten Tempel ausgebaut wurde, sowie im Süden der massive, mit einer Hypokaustheizung versehene Steinbau III, bei dem es sich wohl ebenfalls um ein öffentliches Gebäude, wahrscheinlich ein Bad, handelt. Wie die Tempel im Aufgehenden ausgeführt waren, kann nur vermutet werden. Allerdings spricht das seltene Vorkommen von Bausteinen im Zerstörungsschutt der Tempel meines Erachtens nicht gegen Steinbauten, besonders wenn in der Nähe zwei jüngere Kalköfen (S. 32f.) zum Vorschein kamen. Der Autor möchte im Bau des Tempelbezirkes und eines weiteren öffentlichen Gebäudes eine Massnahme sehen, die Entwicklung des Vicus Vitodurum zum regionalen Zentrum voranzutreiben. Ein Wiederaufbau in Periode D nach einer erneuten Zerstörung konnte nur noch bei Haus Vc und Bau III erfasst werden. Auch diese Periode fiel wieder einem Feuer zum Opfer. Von Periode E kamen nur noch drei Gruben (4–6) im Tempelbezirk entlang der Strasse zum Vorschein. Bei Grube 6 könnte es sich um die Löschrube des an sich nicht datierten Kalkofens I handeln – Kalkofen 2 konnte ins 11. oder 12. Jh. datiert werden. Zur Kastellmauer (S. 33–35) (Periode G), durch eine Bauinschrift (CIL XIII 5249) ins Jahr 294 datiert, konnten erneut keine Strukturen gefunden werden, was den Autor zur Vermutung veranlasst, dass möglicherweise nie eine Innenbebauung vorhanden gewesen wäre. Allerdings ist mir diese Situation beispielsweise aus Solothurn gut bekannt, wo bis heute kaum Keramik zum spätrömischen Kastell gefunden worden ist. Wahrscheinlich fehlen ganze Schichtpakete, wie es der Autor ja auch für den Kirchhügel zeigen konnte (Plan 2). Anschliessend an die Befundbesprechung werden die Resultate der Periodisierung übersichtlich zusammengestellt und zusammengefasst (S. 49–53).

In Teil III (S. 55–66) werden die Funde nach Gattungen und deren Entwicklung besprochen. Sehr informativ ist die Aufschlüsselung einzelner Typen nach den Perioden (Abb. 47–64). Gewisse Typen scheinen sich kaum, andere hingegen stärker verändert zu haben.

In Teil IV (S. 67–71) fasst der Autor die Ergebnisse der Auswertung zusammen und stellt sie in einen grösseren siedlungsgeographischen, historischen, sozialen und politischen Rahmen.

Es folgen Register und Verzeichnisse (S. 75–80), der vorbildlich nach Perioden und Schichtkomplexen geordnete Fundkatalog (S. 87–110; Taf. 1–80) mit einem vorangestellten Typenregister (S. 81–86) – eine Bezeichnung der Tafeln nach Perioden wäre hilfreich gewesen – sowie die Liste mit den Töpferstempeln und Graffiti (S. 111–114), die Münzliste (S. 115) und die Plantafeln (1–39) am Schluss des Buches.

Die oben beanstandeten, hauptsächlich Redaktionelles betreffenden Mängel sollen nicht das grosse Verdienst dieser Arbeit schmälern. Es ist J. Rychener gelungen, eine komplexe Materie in sehr kurzer Zeit schlüssig auszuwerten, was wohl auch darauf zurückzuführen ist, dass Ausgräber, Befund- und Fundbearbeiter sich in ein und derselben Person vereinigen. In dieser, was Methode und Quellenkritik betrifft, auf sehr hohem Niveau stehenden Arbeit ist die Einheit der archäologischen Phänomene (Befunde/Funde) als solche erfasst und demgemäss behandelt worden, was ein unabdingbares Ziel der Archäologie sein sollte, wofür man dem Autor nur herzlich danken kann.

Caty Schucany

Hans Schönberger und Hans-Günther Simon: Die Kastelle in Altenstadt. Mit Beiträgen von Dietwulf Baatz, Hans-Gert Bachmann und Hartmut Polenz. Limesforschungen 22. Gebr. Mann Verlag, Berlin 1983. 201 Seiten, 27 Abbildungen, 73 Tafeln, 2 Beilagen.

Im vorliegenden 22. Band der Limesforschungen werden die Befunde und Funde der Grabungen von 1955, 1956 und 1959 in Altenstadt, einem seit 1886 bekannten Kastell am östlichen Weteraulimes vorgelegt. H. Schönberger, der die Ausgrabungen selbst durchgeführt hat, stellt die Befunde vor, H.-G. Simon die römischen Kleinfunde, D. Baatz die Ziegel, H.-G. Bachmann die Eisenschlacken und H. Polenz die vorrömischen Funde.

Die Grabungen dauerten insgesamt etwa sechs Monate. Das Areal des Kastells wurde mit rund zwanzig 1–4 m breiten und bis zu 63 m langen Schnitten und sechs grösseren Flächen untersucht. Die Perioden 1–6 werden durch die einzelnen Umwehrungen (S. 10–29) definiert. Von der Innenbebauung (S. 30–57) kamen im allgemeinen vier Phasen zum Vorschein, deren Zuordnung zu den einzelnen Perioden der Umwehrung, wie H. Schönberger mit Recht betont (S. 30), äusserst schwierig ist. Seine vorsichtige Interpretation der ausserordentlich komplexen Befunde ist dank der Verweise auf die vielen Flächenpläne (1:200) und Profile (1:100) nachvollziehbar. Allerdings ist die Periodenzuweisung der einzelnen Phänomene nur aus den Flächenplänen, nicht aber aus den Profilen Abb. 9. 10. 21; Beil. 1. 2) ersichtlich, was das Studium der Profile sehr erschwert. Der Periode 1 können ein Spitzgraben, ein Erdwall sowie ein Turm in der Nordwestecke zugewiesen werden. Obwohl die Südseite der Umwehrung nicht gesichert ist, dürfte es sich um ein Kleinkastell von ca. 0.3 ha handeln. In Periode 2 wurde das Kleinkastell mit Graben und Erdwall gegen Westen erweitert, jedoch im Süden verschmälert, so dass die Innenfläche etwa gleich gross blieb. In der Nordwestecke kam wiederum ein Turm zum Vorschein. Im Innern zeigten sich einige Balkengrübchen und Pfostenlöcher einer Bebauung. In Periode 3 wurde das Kastell nach Süden erweitert. Die Umwehrung umfasste nun etwa die doppelte Fläche. Der Autor (S. 16, 61) möchte darin allerdings weniger eine eigentliche Vergrösserung des Kastells sehen, sondern die Einbeziehung eines wahrscheinlich schon in Periode 2 bestehenden Bades in den Kastellbereich. In Periode 4 wurde das Kastell definitiv vergrössert. Es könnte sich nun um ein Numeruskastell handeln. Die Umwehrung, die aus vier zueinander versetzten Teilen erbaut worden zu sein scheint, bestand aus einem Graben und einer Rasensodenmauer. In der Nordwestecke konnte wiederum

ein Turm nachgewiesen werden. Von der Innenbebauung kamen Reste einer Mannschaftsbaracke und eines Vorratsbaus mit Keller zum Vorschein. In Periode 5 wurde das Kastell etwa in gleicher Grösse wie in Periode 4 neu erbaut. Die Umwehrung bestand nun aus einer Mauer mit Türmen und einem doppelten Grabensystem. Von der Innenbebauung kamen Reste von Lehmfachwerkhäusern und einzelnen Steinbauten zum Vorschein. Die Periode 5 scheint zweimal gebrannt zu haben. Mit der Bezeichnung Periode 6 fasst der Autor sämtliche Umbauten der Periode 5 zusammen. In dieser Periode scheint der äussere der beiden Wehrgräben wieder zugeschüttet worden zu sein.

Der Fundkatalog ist nach Fundgattungen geordnet: Münzen (S. 65), Metall, Bein und Glas (S. 65–71), Keramik (S. 71–159), Graffiti (S. 159–162), Sonstiges (S. 162–164), Ziegel (S. 166–170), Eisenschlacken und Tiegelfragment (S. 170–174) sowie vorgeschichtliche Funde (S. 174–180) (Neolithikum, mittlere und späte Bronzezeit, Hallstattzeit, frühe und späte Latènezeit). Diese schon bei anderen Bänden der Limesforschung verwendete Art der Fundpräsentation ist bei der Bearbeitung von Altfunden entwickelt worden. Dort ist sie auch sinnvoll. Bei Funden aus Schichtgrabungen, wo Fundkomplexe einzelnen Schichten und damit einzelnen Perioden zugeordnet werden können, ist diese Form der Fundvorlage jedoch unverständlich. Sie verhindert nahezu das Nachdenken der Argumentation, was die Auswertung der Funde betrifft, oder macht es mindestens sehr schwierig. Wären die Funde nach Perioden und Fundkomplexen geordnet, so könnte die Datierung jeweils leicht nachvollzogen werden, besonders da bei der Besprechung der Befunde in dankenswerter Weise immer wieder auf die entscheidenden Fundkomplexe verwiesen wird. Das an sich nützliche Fundkomplexverzeichnis (S. 186–199) hilft zwar, besonders, wenn es darum geht, einzelne Funde den Perioden zuzuweisen, doch wenn man die Funde kennen möchte, die beispielsweise aus den Schichten der Periode 4 stammen, so muss man das Ensemble der Periode 4 erst mühsam anhand des Fundkomplexverzeichnisses und des Kataloges zusammenstellen.

H.-G. Simon fasst für die Auswertung die Fundkomplexe der einzelnen Perioden nicht zusammen, was eine grössere und damit weniger dem Zufall ausgelieferte Basis ergeben hätte, sondern datiert die Fundkomplexe einzeln (S. 186–199). Eine Zusammenfassung der Fundkomplexe nach Perioden würde zeigen, dass Periode 1 keine (!) Funde und Periode 2 nur wenige Funde (FK 1) geliefert haben. Besser zu beurteilen wäre die Periode 3 mit 71 Randscherben (FK 2.3) und vor allem die Periode 4 mit 334 Randscherben (FK 4–20), schwieriger die Periode 5 mit nur 23 Randscherben (FK 21. 22. 24. 25). In der vom Befund her schwierig zu beurteilenden Periode 6 kamen 54 Randscherben (FK 26–29) zum Vorschein. H.-G. Simon unterlässt nicht nur, die Fundkomplexe im Zusammenhang mit den übrigen Komplexen der gleichen Periode zu datieren, sondern er behandelt sie auch nicht als zusammengehörendes Ensemble. Er datiert die Fundkomplexe nach einzelnen Keramikstücken. Damit unterläuft ihm ein leider weit verbreiteter methodischer Fehler, denn die Archäologie kann nie die einzelnen Keramikstücke an sich datieren, etwa im Gegensatz zu einem dendrochronologisch datierbaren Bauholz. Es sind die Schichten und deren Fundensembles, die datiert werden können. Die Anfangsdatierung des Kastells in Altenstadt setzen die Autoren (S. 58, 72) aufgrund vereinzelter südgallischer Sigillaten (1.5%) noch in spät-domitianische Zeit (nach 89 n. Chr.). Dies ist sicher zu früh, denn domitianische Schichten, etwa die ebenfalls von H. Schönberger in Zusammenarbeit mit H.-G. Simon bearbeitete, bis in früh-hadrianische Zeit belegte Periode 2 des Kastells Oberstimm (Limesforschungen 18), weisen noch grosse Mengen von südgallischer Terra Sigillata auf – in Oberstimm sind es 92%! Unerklärlich ist mir,

wie die Autoren (S. 60) von einem Belegungsunterbruch zwischen den Perioden 1 und 2 sprechen können, wenn diese, wie erwähnt, keine oder kaum Funde geliefert haben. Den ersten sicheren Anhaltspunkt für eine Datierung der Kastelle von Altenstadt gibt es erst zum Ende der Periode 3 (FK 3). Dieses wird glaubhaft ins 2. Viertel des 2. Jh. n. Chr. – nach den Autoren (S. 61) um 135 n. Chr. – datiert. In den Schichten der Periode 4 gibt es nach Ansicht der Autoren (S. 62) kein Stück, das zwingend später als 150 n. Chr. zu datieren ist. Allerdings müssen sie eine Sigillata-Reliefschüssel Drag. 45 (FK 4) – ein Typ, der erst gegen Ende des 2. Jh. n. Chr. aufkommt – aus der untersten Einfüllung des Wehrgrabens «wegdiskutieren» (S. 17). Den ersten der beiden Brandhorizonte der Periode 5 möchten die Autoren (S. 62, 197f.) in die Zeit um 160/170 datieren und in Verbindung mit den Chatteneinfällen sehen, den zweiten Brandhorizont als Folge der Alemanneneinfälle von 233 n. Chr. Allerdings ist meines Erachtens eine so genaue Datierung mit relativ wenigen Funden speziell im 3. Jh. zur Zeit kaum möglich. Einen Hinweis zum Ende des Kastells von Altenstadt gibt als «Terminus post» eine seit 1603 bekannte Inschrift (CIL XIII 7424) von 242 n. Chr. Die Autoren nehmen das Ende um 259/60 an, als die Alemannen den Limes definitiv überrannten.

Trotz methodischer Mängel, was die Fundvorlage und die daraus resultierenden Datierungen betrifft, ist die vorliegende Publikation zu begrüßen. Erfreulich ist vor allem, dass Befunde und Funde zusammen vorgelegt werden, die Befunde ebenso sorgfältig wie die Funde, was wohl darauf zurückzuführen ist, dass Ausgräber und Befundbearbeiter identisch sind. Befunde und Funde bilden immer eine Einheit, und sie sollten, wenn sie auch getrennt bearbeitet werden, in einer Synthese zu ihrer ursprünglichen Einheit zusammengefasst werden. Den Herausgebern der Limesforschungen jedoch möchte man empfehlen, wenn es sich einmal um eine Schichtgrabung und nicht nur um Altfunde handelt, in Zukunft bei der Fundvorlage von dem wohl für Altfunde nützlichen, aber für Funde aus Schichtgrabungen unsinnigen Schema abzuweichen, auch wenn die ersten 22 Bände der Limesforschungen bisher diesem Schema gefolgt sind.

Caty Schucany

Béatrice Privati: La nécropole de Sézégne (Avusy-Genève), IV^e–VIII^e siècle. Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève, Genève, 1983. 181 pages, 20 figures dans le texte, 9 plans dépliants et 23 planches hors texte.

Voici donc publiée la nécropole de Sézégne, cinq années seulement après l'achèvement des fouilles sur ce site rural du Sud-Ouest du Canton de Genève. Exemplaire, cette copieuse monographie l'est à plusieurs titres. Tout d'abord par l'ampleur de la surface explorée; rien n'a été sacrifié aux excavations de la gravière voisine dont l'extension est à l'origine du sauvetage archéologique. Au total, 710 sépultures ont pu être étudiées, soit la quasi totalité de la nécropole. C'est une première en Gaule du Sud-Est ou – hélas – abondent les exemples de nécropoles fouillées sur de faibles surfaces et difficiles à interpréter sur des bases solides. Dans sa remarquable synthèse sur les «Sépulture et traditions funéraires du V^e au XIII^e s. dans les campagnes des Alpes françaises du Nord» (Grenoble, 1983) M. Colardelle n'a pu, malgré une claire vision du problème, disposer d'une telle masse documentaire. Face au caractère répétitif et peu spectaculaire des tombes de Sézégne, on mesure pleinement la difficulté de la décision de tout fouiller. Le choix a été courageux (chapitre III), en affichant la volonté de réaliser une étude sérieuse et quantitative si lourde qu'en soit la gestion sur le terrain, et en écartant résolument la tentation technocratique de la modélisation, qui aurait certainement «économisé» quelques mois de fouille. Cette dé-

marche, si efficace qu'elle soit sur un plan théorique et si douloureusement nécessaire dans nombre de fouilles de sauvetage, était tout à fait inadaptée à une nécropole de la fin de l'Antiquité et du Haut Moyen-Age. L'indigence des connaissances dans ce domaine est telle dans la région rhodanienne que rien ne pouvait remplacer une étude exhaustive. A lire le plan de la nécropole, le lecteur peut penser que certains secteurs résument bien l'évolution et la densité de la nécropole, et qu'ils auraient pu donner une estimation assez précise de l'ensemble. Mais c'est là une vision à posteriori qui d'ailleurs montre que le «modèle» existe désormais; il est à Sézégne. La qualité des enseignements de cette fouille permettra de mieux interpréter les données partielles recueillies sur d'autres sites, ce que fait B. Privati à la fin de son ouvrage (p. 77–85) pour le Canton de Genève.

La deuxième qualité de l'étude réside dans la finesse des observations de terrain, soigneusement décrites dans des notices (p. 87–169) et illustrées par des figures dans le texte et par un remarquable plan dépliant. La typologie des tombes y gagne en clarté en particulier pour ce qui concerne les structures en bois, dont l'importance a trop souvent été masquée par des fouilles sommaires. A Sézégne, les coffres en bois représentent au minimum 24% des sépultures, auxquels il faut ajouter 22% des tombes dites «en pleine terre» dans lesquelles la position des pierres de calage permet de restituer des coffres en bois (chapitre VI, p. 24). Le même soin s'est attaché à l'étude des éléments de clôture et des marques de surface (p. 44) et aux vestiges d'un édicule funéraire, modeste memoria en bois (p. 41–44, p. 61–64).

L'ensemble des indices stratigraphiques et topo-chronologiques permet à l'auteur de restituer l'évolution chronologique de la nécropole (chapitre X, p. 65–70) en palliant la faiblesse du mobilier funéraire, dont la datation est difficile à fixer hormis quelques plaque-boucles bien typées (p. 50). Installée vers la fin du IV^e siècle, la nécropole est d'abord constituée par deux groupes de sépultures, les unes orientées Nord-Sud, les autres Est-Ouest. Cette première phase, qui connaît encore quelques dépôts d'offrandes (céramiques à revêtement argileux, p. 49), semble se prolonger jusqu'au V^e siècle et illustre parfaitement le changement d'orientation des sépultures, désormais bien connu en Gaule. Par la suite (fig. 19) la nécropole s'étend vers l'Est (phase 2) puis s'élargit au Nord et au Sud (phase 3). Au cours de la 4^e phase, probablement à partir de la fin du VI^e siècle, la surface ne s'étend plus mais on note la densification de certains secteurs par la réutilisation ou la superposition de tombes, et par l'occupation d'espaces vacants. Ce processus trahit un développement polynucléaire (p. 69–70) qui apparaît aussi à la lecture du plan général hors texte. Il est donc probable que des groupes (familles, clans?) ont disposé de zones réservées, dont la délimitation n'a pu être clairement décelée par la fouille. Une étude micro-topographique aurait peut-être permis, en exploitant mieux les données de terrain et en les formalisant (diagrammes stratigraphiques) d'affiner l'approche de ce problème. D'une manière générale le chapitre X, qui traite de l'organisation de la nécropole et de son développement, paraît un peu rapide. En particulier, le découpage en phases est abordé en quelques pages et ne convainc pas toujours le lecteur. Les indices chronologiques sont ténus et la généralisation des datations fournies par la typologie des tombes ne peut pas être acceptée d'emblée. C'est là une illustration de l'état des recherches sur le Haut Moyen-Age, qui butent encore sur de gros problèmes de datation.

L'apport majeur de l'étude sur Sézégne réside dans l'abondance des observations sur les rites funéraires, observations dont on peut tirer quelques règles générales. Pour ce qui concerne la forme des tombes, l'antériorité des coffres en bois sur les coffres en dalles est désormais bien établie par la fréquence des superpositions à Sézégne. Le mode d'inhumation est aussi nettement

précisé et voit disparaître le dépôt d'offrande, progressivement remplacé par l'inhumation habillée au cours du V^e siècle. Il n'y a là rien de très original mais l'ampleur des séries étudiées à Sézéglin donne à ces informations une solidité qui leur manquait jusqu'à présent. De même l'accroissement de la réduction et de la réutilisation des tombes vers la fin de l'occupation est mise en évidence et éclaire d'une certaine façon l'évolution typologique des tombes. Les coffres en bois, fragiles et périssables, sont réutilisés seulement dans trois cas (pour 175 coffres) alors que les coffres en dalles sont réutilisés une fois sur trois (p. 34). Il est donc probable que le changement de matériau est lié à une pratique funéraire: la pierre remplace le bois au moment où l'on envisage de réutiliser les tombes.

Enfin, la nécropole de Sézéglin constitue un terrain privilégié pour l'étude du peuplement. A plusieurs reprises, l'auteur peut

mettre en évidence la stabilité de la population depuis la fin de l'Antiquité jusqu'au VIII^e siècle, en notant la faiblesse des apports extérieurs, francs et burgondes (p. 35, p. 50, p. 72–73). L'étude anthropologique due à C. Simon (Nécropole de Sézéglin [Avusy, Genève], nécropole de Thoiry [Ain, France], étude anthropologique et paléodémographique. Archives suisses d'anthropologie générale, t. 46, fasc. 1, p. 77–174) permet de restituer une population de 120 personnes environ, chiffre important pour un habitat rural du Haut Moyen-Age. C'est cet habitat que les fouilles vont étudier dans les années à venir (p. 47) et il faut souligner l'intérêt de cette démarche, trop rarement pratiquée. Le site de Sézéglin prendra tout son sens à l'issue de la fouille de l'habitat, complément indispensable de la nécropole.

Claude Raynaud